

# Deutsche Schriften

für

Litteratur und Kunst.

1. Reihe. Heft 5.

---

## Sritz Reuter, Heinrich Seidel

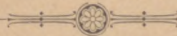
und der

### Humor in der neueren deutschen Dichtung.

Von

Alfred Biese.

Nebst Anhang von Heinrich Seidel.



Kiel und Leipzig.

Verlag von Lipsius & Tischer.

1891.

Lehrer-Bibliothek  
des  
Gymnasiums zu STOLP

225.184

1  
u  
✓



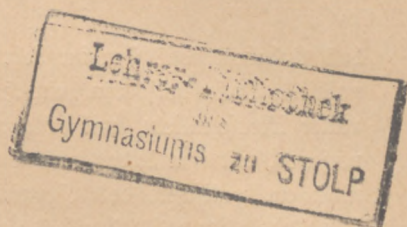
Lilli, Freifrau v. d. Lancken-Wakenitz,  
geb. v. Coewenstern,

in herzlichster Gesinnung

zugeeignet.

Lehrer-Bibliothek  
des  
Gymnasiums zu STOLP

Ein fröhliches Herz ist der Urquell  
alles Glückes.



Der Humor, sagt Goethe, „ist ein Element des Genies“. Und wahrlich, kein echter Künstler darf seiner entraten, wenn er nicht grau in grau malen und nur die herzlose Darstellung des Hässlichen — wie die modernen Naturalisten — sich zur Aufgabe machen will. Aber als ein Element des Genies, ist der Humor, so sehr er auch künstlerisches Prinzip werden kann, doch in seiner Wurzel kein ästhetischer Begriff, sondern Lebensstimmung, Weltanschauung, ja höchste Weltweisheit. Wie das Leben mit seinen Wechselfällen und seiner Mischung von Freude und Leid in beständigem Flusse begriffen ist, ebbend und flutend gleich dem Meere, so ist der Humor eine Lebensauffassung, welche die Gegensätze zum Fließen bringt, um sie zu verschmelzen und zu versöhnen. Er hat mit dem Komischen, das durch den überraschenden Kontrast zum Lachen reizt, ebenso viel gemein wie mit dem Tragischen, das neben dem Mitleid Furcht erregt. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Die eine ist der Sinnenwelt, die andere dem Himmel zugewandt. Aber er ist kein Proteus, denn er schwankt nicht unsicher zwischen den beiden Polen Freud und Leid hin und her, sondern er sucht und findet die Einheit aller Gegensätze. „Wer kann sagen“, fragt Reuter einmal, „wo Freud und Leid sich scheiden? Sie spielen zu wunderbar im Menschenherzen ineinander hinüber; sie sind Aufzug und Einschlag, und wohl dem, bei dem aus beiden ein festes Gewebe wird!“ Der Doppelkopf des Humors zeigt den weinenden Heraklit und den lachenden Demokrit, er ist „smiling in grief“, „la tristesse dans la gaieté“, „der Kuß, den Freude und Schmerz sich geben“, oder sein Wappen ist die lachende Thräne. Er lacht über die Erbärmlichkeiten des Lebens, aber der Beweggrund ist nicht Lieblosigkeit, nicht Ueberhebung; sondern alles, das Hohe wie das Niedere, das Bedeutende wie das Unscheinbare, das Häßliche wie

das Erhabene, das ihm im Leben entgegentritt, betrachtet er mit Sympathie. Diese heißt ihn, ein Herz haben für jedermann und sich mit reiner Menschenliebe, mit echter Humanität in jeden anderen hineinversetzen, mit ihm leiden, mit ihm sich freuen, mit ihm hoffen. Er ist nicht ein neckischer, des Herzensanteils entratender Gaukler, wie der lose Vogel, der Wit, der das Entgegengesetzteste blitzartig verbindet und das Lächerliche durch Entladung des Ernsten entzündet, er ist nicht ein boshaft schlimmer Gefelle wie die auflösende Ironie, sondern er ist der Zauberer, welcher über alles in der Welt ein verklärendes Licht wirft, ein Licht aus Himmels Höhen. Der Humor ist darum aber nicht Optimismus, nicht leichtfertige und leichtsinnige Laune, die das Gute hervorkehrt und über das Schlechte sich hinwegtäuscht, sondern er erkennt voll und scharf den Widerspruch von Idee und Wirklichkeit, von Schein und Wesen, er weiß, daß es keine — im gewöhnlichen Sinne — ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden giebt, er weiß, daß der Mensch, wie der Held in der Tragödie, nicht nur aus eigener Schuld fällt und untergeht, sondern nicht minder als Glied eines Ganzen die Schuld der Menschheit oder des Standes, dem er angehört, büßt und daß ein solches Untergehen unter der Gewalt einer Macht, die da erhebt, wenn sie zermalmt, erst wahrhaft tragisch ist.

Der Humor ist naiv = heiter und ernst = sentimental (im edleren Sinne) zugleich; ihn faßt der Menschheit ganzer Jammer an, aber ohne Verbitterung. Er nimmt das Schwere hin, ohne zu verzweifeln und ohne sich selbst martern oder sich selbst belachend zu grübeln. Neben dem Schatten sieht er immer das Licht. Und das ermöglicht ihm nur das Eine, aus dessen Wurzel er stammt, das herzliche Mitgefühl. Dieses verklärt alle Widersprüche zur Harmonie, weil es alles Leid ebenso innig wie das Glück mitempfindet und zugleich die Hemmungen und Widrigkeiten unter dem Gesichtspunkte des Ewigen betrachtet, weil es auch das Einzelne und Kleine und Geringe nicht als engherziger Spezialist, sondern im Hinblick auf das Ganze anschaut und das Naive, das Gewöhnliche oder Sonderbare nicht verachtet, sondern als gleichberechtigte Erscheinung, die demselben Lebens-Quelle wie alles Gewaltige entströmt, achtet und ehrt. Wohl er steht der Humor aus inneren Kämpfen, aber er steigt wie der Phönix aus der Asche von Trümmern auf; er ist der Sieg eines starken Herzens

und eines starken Geistes über die Wirrsale der Welt und über die Doppelseitigkeit des Lebens. Und seine Waffe oder vielmehr seine Hauptquellader ist die Liebe, die aus einem edlen lebenswürdigen Gemüte stammt. Ja, man kann Humor als höchste Lebensweisheit und köstlichste Blüte des Gemüths oder direkt als Gemüt definieren.

Wohl ist es Thorheit, den Romanen Gemüt und Humor abzusprechen, wenn auch das Wort für das erstere ihnen fehlt; Welch köstlicher Humor durchbringt allein den Don Quixote und den Gil-Blas! Und auch in der Gegenwart braucht man nicht lange zu suchen, um bei Franzosen und Italienern glänzende Vertreter desselben zu finden; ich erinnere nur an Daudet (z. B. Delobelle und die Désirée in Fromont jeune et Risler aîné), an Claude Tillier's Mon Oncle Benjamin und an Salvatore Farina mit seinen prächtigen Skizzen, die uns die „Deutsche Rundschau“ zuerst vermittelte.

Aber das Wort Humor ist doch erst zu edlerer, geistiger Bedeutung durch die Germanen, durch die Angelsachsen geprägt worden. Wie aber der Begriff ein flüssiger, schwer faßbarer ist — ja, wie überhaupt das Große, Echte, Organische nicht erschöpfend zu definieren, sondern mehr zu umschreiben —, so bezeichnet auch die Wortwurzel das Fließende, Feuchte. Hippokrates machte das Wohlbefinden des Körpers von einer harmonischen Verbindung von vier Säften abhängig: dem Schleim (Phlegma), dem Blut und der gewöhnlichen (grünen) und der schwarzen Galle. Diese physische Scheidung ward dann auf das Psychische übertragen und zur Grundlage der vier Temperamente, und indem man die Ursache mit der Wirkung vertauschte, ward humor (die Flüssigkeit) zur Gemüthsstimmung in ihrem Wechsel, zur Laune\*). Ben Johnson, der Zeitgenosse Shakespeare's, der zwei Lustspiele „Every man in his humour“ und „Every man out of his humour“ schrieb, sagt zur Erläuterung des Wortes humour: „In einem jeglichen menschlichen Körper sind das choleriche, phlegmatische, melancholische und sanguinische Temperament humours, weil sie beständig in irgend einem Teile im Flusse sind; und so kann man die Metapher auch auf die allgemeinere Gemüthsverfassung eines Menschen anwenden.“ Und so entstand der litterarhistorische Begriff der Humoristen, der vor allem nach der An-

\*) Vergl. Böhse, Shakespeare I S. 14 (Hamburg 1851).

schauungs- und Darstellungsweise der Begründer des Humors in der Litteratur d. h. jener englischen Schriftsteller abgeleitet wurde, welche im Lustspiel und im Roman Zeitbilder voll Komik und voll tiefen Ernstes zugleich darboten. Aber wer liest heute noch *Tristram Shandy* von Sterne, wer *Oliver Goldsmith* u. s. f.? Nur die wenigen, welche der krasse, völlig humorlose Naturalismus der Jungmodernen stets wieder zu den guten Alten zurücktreibt, mögen diese nun der deutschen oder englischen Litteraturgeschichte angehören. Und welche Fülle von Beobachtung, von treuester Erfassung der Menschen in ihrer Eigenart, vor allem in ihrer komischen und sonderbaren Eigenart, paart sich da mit einer unergründlichen Gutmütigkeit und Herzenswärme. Das Komische in allen seinen Gestalten vom herben Spott bis zur feinen Ironie, vom Burlesken-Rohen bis zum glänzenden Witz finden wir hier vertreten, aber über dem Ganzen schwebt jener Hauch des zartesten, tiefinnersten Mitempfindens; das Ganze ist durchglüht von Humanität, von Humor. So viel heitere Laune dort sprüht, so viel Ernst bricht auch immer wieder hindurch, so viel Lebensklugheit, aber auch so viel Herzensgüte.

In Shakespeare aber erreichte der Humor nach allen Seiten seine höchste und tiefste Offenbarung in der englischen Litteratur. Bei ihm finden wir innerlichste Reflexion, zerfasernde, schonungslos alle Schäden der menschlichen Seele aufdeckende Darstellung des Lebens, aber die freie Persönlichkeit erhebt sich souverän über alles Hässliche und Herbe, über alle Widersprüche des äußeren und inneren Daseins empor und verliert nimmer jenes „geniale Weltbehagen“, jene freudige Hingabe des Gemüts an die Welt kraft der Innerlichkeit der Reflexion\*). So leuchtend der Geist sprüht in Gedankenblitzen, in den kühnsten Bildern und Metaphern, die das Heterogenste verknüpfen, so liebevoll das Schönste, was Menschenbrust beseelt, so grausam wahr hinwiederum auch das Hässliche hervortritt: die gesamte Weltanschauung ist die eines unerschöpflichen, Himmel und Erde, Natur und Menschenleben mit gleicher Sympathie umfassenden Geistes. Voll Liebe versenkt er sich in das Pflanzen- und Tierleben, beseelt die elementare Natur mit menschlichem Empfinden\*\*), macht ihr Weben und Walten, sei es nun in der Nau-

\*) Vergl. *Behse a. a. O. S. 36.*

\*\*) Vergl. meine „*Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit*“ (Leipzig 1888), *Sechstes Kapitel S. 209 ff.*



heit des Nordens oder in der Wärme des Südens, zum Gegenbilde der dargestellten Handlungen und Leidenschaften und läßt über Sturm und Ungemach immer wieder die Sonne seines Humors die Wolken teilend und klärend aufgehen; und so erreicht der Humor „das höchste Ziel der Poesie: die immer freie Erhebung der freien Seele über alles Wir- und Irreal des Lebens“.

Nur alle Jahrhunderte einmal findet der deutsche Geist und das deutsche Gemüt seine Menschwerdung in Persönlichkeiten, so daß ihre Individualität berufen scheint, ein Typus, eine Inkarnation des Deutschtums zu sein. In drei verschiedenen Ausstrahlungen hat das deutsche Wesen seine höchste Offenbarung erreicht, in Luther hinsichtlich der religiösen Glaubenskraft, in Goethe hinsichtlich der dichterischen Schaffenskraft und in Bismarck hinsichtlich der politischen Thatkraft. Diese drei Männer sind Verkörperungen deutscher Ideale; aber wenn in ihnen das deutsche Wesen Person ward, dann wird man auch die reifste Frucht deutschen Gemütes, den Humor, bei ihnen nicht vergebens suchen. Und fürwahr es wäre eine lohnende Aufgabe! Wie sprachgewaltig sind alle drei, und wie strotzt ihre Sprache von kernigen, drastischen Wendungen und Bildern voll Wiß und Humor! Man vertiefe sich in Luthers Tischreden: welche Daseinsfreude und herzliche Fröhlichkeit sprudelt dort, welche gesunde Erfassung der Wirklichkeit baut sich auf dem tiefdunklen Grunde der Trauer auf, die mitunter vor dem Leben schauert; welch treues Mitempfinden und gläubig liebevolles Versenken bis in das kleinste Lebewesen der Schöpfung — und sei es der Pflanzkern, in dem er Gottes Allmacht wiedergespiegelt sieht — und man lese die köstlichen Briefe Bismarcks voll sprudelnder Laune, voll tiefen scharfen Erkennens der Fäden, welche das Gespinnst der Weltgeschichte bilden und doch voll herzlichster Erfassung auch der kleinsten menschlichen Interessen, und man wird den verwandten Geist des deutschen Humors spüren. Goethe aber hat das deutsche Wesen in allen seinen Tiefen aufgefaßt und dargestellt; ohne Weltliebe, ohne Sympathie für alle Erscheinungsformen des Menschlichen wären seine herrlichen Lieder und Dramen nicht zu denken; hielt ihn auch sein ausgeprägtes künstlerisches Gefühl stets in einer gewissen Höhe über dem rein Komischen, gemäß seiner plastischen Objektivität, so durchleuchtet doch wie Sonnenwärme alle seine Schöpfungen jenes schöne

Wort: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden“. — Es ist die unverwüßliche „Frohnatur“, welche er von seinem Mütterchen, der Frau Aja, geerbt hat. Und wer den naive-gläubigen Humor in seiner gesundesten Form als Religion des Herzens kennen lernen will, der greife zu den Briefen der Frau Kat Goethe. In allen Kriegesnöten und Einquartierungen bewahrt sie inneren Gleichmut, Herzhaftigkeit und Frohsinn: „alle die ohne Hofen haben mir noch keine einzige schlaflose Nacht gemacht . . . ich bin ruhig und in völligem Zutrauen zu Gott, daß alles gut gehen wird;“ denn „ein Augenblick kann alles umgestalten“, und „vor der Zeit sich grämen oder verzagen, war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verlieren — sein eigenes wertres Selbst vor Krankheit bewahren“: alles das läßt sie bei „gutem Humor“ bleiben, da „der Glaube die einzige Quelle des beständigen Frohsinns“ ist; und so freut sie sich ihres Erdenlebens herzlich nach ihrer „Jafon“ und hält es „vor gar eine hübsche Sache“ und das sich ängstigen vor der Zeit „vor ein sehr unnützes Geschäft“, denn „wir können dem Rad des Schicksahls doch, ohne zerschmettert zu werden, nicht in die Speichen greifen“. So betet sie, Gott möge ihr das „fröliche Herz“ und den „guten Mut, der uns schon so viele wichtige Dienste geleistet hat, bewahren“; ja ihr Humor wird zu einem Lebenssystem: „Es giebt doch viele Freuden in unsers lieben Herr Gotts seiner Welt! Nur muß man sich auf's Suchen verstehn — sie finden sich gewiß — und das kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken, und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten . . . man muß nur nicht thun, als ob das Schattenreich einen schon aufgenommen hätte; zuweilen so einen freundlichen Blick, so ein Kopfnicken oder dergl. thut einem auf seiner Wanderschaft sehr wohl“. . . „Das war einmahl wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Kocherey“ fügt sie, sich selbst belächelnd, hinzu.

In der Dichtung am Ende des 18. Jahrhunderts fand ein so herzig echter, grunddeutscher und urgesunder Humor seine Hauptvertreter in Joh. Heinrich Voß, der vor allem das Leben im deutschen Pfarrhause mit warmem Empfinden und treuherzigem, wenn auch etwas hausbackenem Behagen uns malt, in Matthias Claudius, der auch unter Thränen freundlich lächelt und voll kindlichen Glaubens in

die Welt schaut, um in nicht minder echter, unverfälschter Weise zu fingen und zu sagen, sei es von den goldenen Sternen, die am Himmelszelt prangen, von dem Mond:

— Alt ist er wie ein Knabe  
Sieht manches Land,  
Mein Vater hat als Knabe  
Ihn schon gekannt,

oder von dem Riesen Goliath, oder so erfrischend heiter zu plaudern, wie in dem Aufsatz „Eine neue Erfindung“. Doch tiefer und der innersten Volksseele verwandter ist der kernige Humor bei Joh. Peter Hebel. Welch tiefes Gemüt, welch schalkig ernstes Verständnis für die Narreteien der Welt, welch glückliche Laune und welch inniges Mitempfinden zugleich mit allen Schwächen und Verkehrtheiten der Menschen wohnt in der schlichten Brust des rheinländischen Hausfreundes, der unerschöpflich in Witz und Komik und ernster frommer Sittlichkeit ist, der aber, auch wenn er a bisle moralisirt, stets den Schelm im Nacken hat. Und dieß klare lautere Gemüt strömt auch auf die elementare Natur über; in herzlicher Sympathie leiht es den Sternen, den Bächen und Wolken und Flüssen sein menschlich Empfinden:

Woher so fröhlich, wo ane scho,  
Her Morge-Stern enanderno,  
in diner glitzrige Himmels-Tracht,  
in diner gulbige Locke Pracht,  
mit dinen Auge chlor und blau  
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Oder er wendet sich an den Abendstern, der Mutter Sonne Liebling, mit dem trauten Abschiedsgruß:

Schloß wohl, du schöner Obestern!  
's isch woher, mer hen di alli gern.  
Er luegt in d'Welt so lieb und guet  
und b'schaut en eis mit schwerem Mueth,  
und isch me müeb, und het e Schmerz,  
mit stillestem Frieden füllt er's Herz.

So wird ihm in seiner überquellenden Liebe und Gemütsstiefe der Waldstrom, „die Wiese“, zu des Feldbergs lieblicher Tochter, zu einem herzlich lustigen Bauernmädchel, das feck hinabschaut und feck in's Thal springt;

wie rührend, wie innig und lustig zugleich und wie echt poetisch in der Naturbeseelung ist sogleich der Anfang:

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,  
an de Wulke gesäugt, mit Duft und himmlischem Nege,  
schloss e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli  
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge  
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit  
im chystalene Ghalt und in der silberne Wagle,  
und's het no kei menschlich Ohr si Othmen erlustert,  
oder si Stimmlig ghört, si heimli Lächlen und Briegge.

Bei Hebel spiegelt sich in schlichter, ungeschminkter ehrlicher Wahrheit das ungebrochene deutsche Gemüt wieder. Wollen wir aber den sentimental, zerfasern den Humor kennen lernen, so finden wir keinen klassischeren Vertreter als Jean Paul.

Jean Paul, Fritz Reuter und Heinrich Seidel sind ohne Frage die größten Humoristen, welche die deutsche Litteratur bisher gezeitigt hat. Aber was bei den letzteren naiv und gesund und volkstümlich ist, das ist bei jenem sentimental, gekünstelt und grüblerisch, ja metaphysische Formlosigkeit und Ueberschwenglichkeit. Reichthum des Geistes und des Gemüths, Fülle der sich überstürzenden Phantasie und des sprudelnden Witzes vereinen sich bei Jean Paul zu einem heutigen Tages leider fast ungenießbaren Ganzen. Und doch, wer der Mühe, ihn zu lesen, sich unterzieht, welchen immensen Schatz von Goldkörnern erhabenster Ideen, herrlichster Einfälle, köstlichster Charaktere und Situationen, kann er in dem ungeordneten Wust seiner Romane ausgraben und Herz und Geist daran erquicken! Fritz Reuter besitzt volle Natürlichkeit und Naivetät des Genies, ein lauterer Quell des Humors entströmt seinem goldigen Gemüth; bei Jean Paul, dem zerfasern den tiefgelehrten Kulturmenschen, arbeitet stets die Druckpumpe des Verstandes zugleich mit dem Herzen in mühsamem Streben nach vielseitigster Gedankenflitterung.

Der Humor Jean Paul's, diese schrankenlose Mischung von Niedrigem und Erhabenem, Ernstem und Heiterem, Kleinem und Großem, Komischem und Tragischem, welche „den Leser ins Dampfbad der Rührung führt und ihn sogleich wieder ins Kühlbad der frostigen Satire hinaustreibt“,\*) läßt es zu einer harmonischen Einheit von Objekt und

\*) „Jean Paul. Sein Leben und seine Werke“ von Paul Nerlich, Berlin 1889, S. 201.

Subjekt nicht kommen; stets schwebt über dem Chaos von Bildern und Gedanken die innerlichste Subjektivität, welche sich dem Objekte starr entgegensetzt. Jean Paul's Humor beruht auf dem schneidenden Kontrast der Idealwelt, die er in kühnem Schwunge der Gedanken sich aufbaut, mit der dumpfen kleinbürgerlichen Wirklichkeit,\*) in welcher der Dichter lebte und die er uns darstellt, ohne sich selber von dem Druck enger Verhältnisse gänzlich befreien zu können. Aber mit welcher Liebe, mit welcher Humanität der Gesinnung versenkt er sich auch in das Kleinste, um aus den Tiefen des eigenen Herzens, aus der Idylle des Empfindens und den engen Schranken des Diesseits und zwar einer Zeit kläglichen Kleinbürgertums sich zu den hohen Regionen zu erheben in kühnem Fluge, „wo er die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschumpftes Kindergärtchen liegen sieht“, und um doch immer wieder „herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Kirche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennefste herausieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser, Stangen, sondern nur Nehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist“. Das deutsche Gemüt wuchert gleichsam in fecker Innerlichkeit und Idealität empor, je enger und dürftiger die realen Umstände sind, in welche der pathetische Dichter seine Gestalten setzt. Aber die Umrisse verschwimmen immer wieder, Schärfe und Halt fehlen bei all der unendlichen Tiefe des Reichthums an Gedanken und Empfindungen. Chamäleonhaft schwankt bunt schillernd der Humor in den verschiedensten Phasen der Entwicklung dieses großen, aber wunderjamem Geistes.

Jean Paul definiert selbst in der „Vorschule der Aesthetik“ den Humor also: „Er ist die Parodie des Großen durch das Kleine, der komische Weltgeist. Er verknüpft und mißt mit der kleinen Welt die unendliche, er adelt die Narrheit zur Weisheit. Er vernichtet das Endliche durch den Kontrast mit der Idee, er erniedrigt das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten. Seine Höllenfahrt bahnt

\*) Vergl. die treffliche Monographie: „Jean Paul's Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Ein Stück deutscher Kulturgeschichte“. Von K. Ch. Landt, Berlin 1867.

ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel aufsteigt“ u. s. f. Und so durchkreist der Humor bei Jean Paul die Welt in ewig wechselndem Fluge, bald sich versenkend ins tief Ernste und Rührende, bald ins barock Komische, bald in's pathetisch Sentimentale, bald ins niedrig Burleske.

Von der rein satirischen, herbrealistischen Periode („die Grönländischen Prozesse“, „Auswahl aus des Teufels Papieren“) gelangte er — um mit Planck kurz den Kreislauf seines Humors zu schildern — zu der humoristisch-sentimentalen d. h. dem Uebergewicht des schmerzlichen Kontrastes von Idee und Wirklichkeit. Im „Schulmeisterlein Wuz“ liegt noch der Humor in der idyllischen Mischung des menschlich Rührenden mit dem Komischen, ohne herben Miß; aber „die unsichtbare Loge“ und der „Siebenkäs“ zeigen schon die sentimentale, schmerzliche Seite des Humors. Das idealistische Pathos erreicht im „Titan“ seinen Höhepunkt, in welchem der phantasie- und gefühlsschwelgerische Albano sein Gegenbild in dem realistisch-satirischen, aber doch ein Herz voll Liebe besitzenden Schoppe, diesem klassischen Typus des Humors, findet.

In den „Flegeljahren“ bricht der komische Realismus durch. Dies Meisterwerk Jean Paul's stellt den Gegensatz idealer Begeisterung und nüchterner Weltgewandtheit in Walt und Bult dar, freilich auch hier, ohne wirkliche Lösung des Kontrastes. Zum derbkomischen Realismus, zur satirisch-cynischen Erhebung über alle schmerzliche Entzweiung und Sentimentalität gelangt der Humor im „Kazenberger“ und in „Fibel“. Aber in welcher wechselnden Form auch immer der Humor bei Jean Paul erscheint, er hat allezeit seine Hauptquellader in dem herzlichen Mitgefühl, in der Liebe für die Kleinen und Armen und Unterdrückten seines zerrissenen, dürftigen Vaterlandes. Und in dieser Mischung von hohen Ideen und unpraktischem, am Kläglichem doch stille Freude findenden Sinn, wie er sie seinen Charakteren so oft ausdrückt, haben wir ein Spiegelbild des damaligen deutschen Lebens. Alle die sich scheinbar so widersprechenden Gegensätze sammelt er in dem Spektrum seines weltbezwingenden Humors.

Schrankenlose Subjektivität, grüblerisches Zerfasern der eigenen Empfindungen, Mischung des Realen und des Idealen in buntem Kon-

traft sind die wichtigsten Merkmale des Jean Paul'schen Humors — „Schoppenswildheit und Hesperusrührung sind ewig meine zwei ziehenden Punkte, und nur gequält geh' ich zwischen beiden entweder nur philosophierend oder bloß erzählend auf und ab“ bekennt er selbst\*). Metaphysisches Grübeln über den Kontrast des Endlichen und Unendlichen ist bei Jean Paul, schlichte Daseinsfreude, reine, ungebrochene Sympathie mit den Menschen, welcher Art auch immer, ist bei Fritz Reuter die Grundlage der humoristischen Weltanschauung. Dort ein ewiges Schillern und Flimmern, hier der klare Quell, der die Sonne bis auf den hellen Grund scheinen läßt. Die tiefen Probleme Jean Paul's liegen Reuter fern; für ihn giebt es nur eine Philosophie, die Philosophie des Herzens, und dies Herz ist voll Menschenliebe, voll naive-realistischen Humors, der, wenn er auch noch so tief den Leser packt und rührt, stets wieder siegreich die Sonne durch Wolken hindurchleuchten läßt und mild versöhnend die Widersprüche des Lebens in Harmonie auflöst. So forciert und gekünstelt Darstellung und Idee bei Jean Paul sind, so echt und schlicht bei Fritz Reuter. Es ist gewiß wahr, daß er in manchem Werke nicht die Höhe des freien reinen Humors erreicht, daß er vielfach auf der niederen Stufe des mehr oder weniger banalen Witzes stehen bleibt, aber, wie gewiß bei keinem anderen deutschen Schriftsteller, können wir bei Reuter die Stufenleiter vom Derbburlesken, von Klang- und Wortwitz, vom Meidinger bis zur tragischen, sentimental-ernsten und doch wieder das helle Licht versöhnender Liebe auf alle Wirrnis und Trübsal werfenden Stimmung des Humors verfolgen.

Wenn wir uns nämlich den Zauber erklären wollen, in den uns die köstlichen Werke dieses Dichters bannen, wenn wir uns fragen, wie es denn kommt, daß die Lektüre derselben oder eine gut vorgetragene Scene aus ihnen uns erfrischt wie ein kühles Bad, so ist besonders ein Dreifaches hervorzuheben.

Den von der Ueberkultur der Gegenwart, besonders von dem Raffinement modernster litterarischer Erzeugnisse sei es nun Uebersättigten oder Angewiderten mutet allein schon der niederdeutsche Dialekt erquicklich an. Es ist nicht nur der Kontrast der vul-

\*) Vergl. Der Humor bei Jean Paul, Progr. von Joh. Paske, Wehlau 1887, S. 5.

gären Formen mit den hochdeutschen und abgeglätteteren Redensarten, wodurch der Reiz des Komischen gesteigert wird, sondern die plattdeutschen Laute sind — besonders dem Niederdeutschen selbst — gleichsam traute Heimatsklänge aus der Vorzeit unseres Volkes, wo jene noch die Alleinherrschaft führten. Ist doch das Plattdeutsche kein Dialekt des Hochdeutschen, sondern ein Zweig, der selbständig auf dem Mutterstamme der deutschen Sprache neben dem des Hochdeutschen erwachsen ist, und zwar früher als jener. Freilich mußten erst Männer wie Klaus Groth und Fritz Reuter kommen, um in jenen Tagen, wo die jüngere Tochter der deutschen Muttersprache die ältere aus der Schriftsprache verdrängt hatte, das Recht der Verwehten wieder geltend zu machen und durch die That zu beweisen, daß das Plattdeutsche nicht minder wie das Hochdeutsche für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für den ganzen Menscheng Geist den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand besitze; die plattdeutsche Sprache „ist nicht etwa naiv oder komisch oder derb oder schlicht; sie hat zum Lachen und Weinen die Geberde, sie kann gar vornehm und herablassend sein, und es steht ihr wohl an; „wir Niederdeutschen haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust“, wie es im „Quickborn“ heißt.

Und so hat für den heutigen Kulturmenschen das Plattdeutsche in der Dichtung eines Reuter etwas wunderbar Anheimelndes, \*) Vertrautes, Rührendes, Herzbewegendes, als ob es die natürlichste Sprache des tiefsten Empfindens wäre, als wenn es Laute wären, die aus dem innersten Grunde der Brust herauftönen.

Hinzu kommt ein Zweites.

Reuter gebietet über die ganze Schar jener Kobolde, welche Witz und Laune erzeugen können. Er zwingt uns zum Lachen; er erheitert das Gemüt des Traurigen und Verstimmten unweigerlich; das Drollige, Ergötzliche, Spasfhafte, nur selten einmal Bedenkliche und Ritzi-liche ist unwiderstehlich; seine Einfälle, seine Personen, die er uns vorführt, und die Lebenslagen und Schicksale, die er von ihnen berichtet,

---

\*) So antwortete ihm Bismarck 1866 auf Zufendung seiner Werke: „Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschatz Kunde geben“.



sind so komisch, daß wir uns dem Reize seiner köstlichen Plauderkunst nicht entziehen können.

Doch die Hauptsache bleibt das Dritte.

Das ist die allen Haß und alle Verbitterung aus der eigenen Brust bannende Daseinsfreude und unerschöpfliche auch „von Disteln Feigen pflückende“ Nächstenliebe, das ist das herrliche Gemüt, der weltüberwindende Humor dieses unvergleichlich liebenswürdigen Menschen.

Der Humor ist das wesentlichste Element dieses Talents, der Kern seines ganzen Wesens und seiner weltfrohen Werke. In den „Läuschen und Nimmels“, mit denen Fritz Reuter zuerst hervortrat und schnell einen Namen sich machte, haben wir den Humor in seiner realistischen und naivsten Form; er ist hier daseinsfrohe Laune, welche die Verkehrtheiten und Schwächen der Leute aus allen Ständen in komischen Situationen uns vorführt, teils im Platt, teils in ergötzlicher Mischung der Schwesternmundarten, in dem sogenannten „Missingsch“. Aber mit der fecken, ausgelassenen Laune verbindet sich große Welt- und Menschenkenntnis, die aber alle Thorheiten nicht mit dem scharfen Stachel der Satire behandelt, sondern sich stets harmlos und liebenswürdig, stets „gemütlich“ hält. Die Schnurren und Schwänke sind nicht bloß anekdotenhaft, nicht bloß im Knittelvers ausgeführte Witze, sondern auch reich an treffender Charakteristik, nicht roh oder gemein, sondern — wenn auch manchmal derb und dreist — natürlich und frisch und gesund; freilich ist es nicht der Parfüm des Salons, der in ihnen weht, sondern frischer Erdgeruch, ja bisweilen auch Stallgeruch; aber auch das Ordinaire wird durch den Zauber der Liebenswürdigkeit des fecken, vor nichts zurückschreckenden Erzählers aufgewogen; man kann nur mit ihm selbst sagen: „Wer't mag, de mag't. Und wer't nich mag, de mag't ja woll nich mägen“.

Und wer die „Läuschen“ von Kraepelin hat vortragen hören und wem dann nicht vor Lachen die Thränen über die Backen gelaufen sind, der hat eben keinen Sinn für das Volkstümliche, für die Komik des Dorf- und Landlebens, wo es ohne derbe Späße nun einmal nicht abgeht. Reuter vergleicht gar anmutig diese Skizzen mit kleinen Straßenjungen, die in „roher Gesundheit lustig über einander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachsbaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt



einen Scherz erlauben; ihre Welt ist nicht das gebohnte Parquet, sondern der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens; dort treiben sie sich umher, jagen und haschen sich, treten ernst umherstolzierenden Leuten auf die Zehen, rufen dem heimwärtsziehenden Bauern ein Scherzwort zu, verspotten den Büttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul und vergessen die Mütze vor dem Herrn Pastor zu ziehn.“ So zieht in den mannigfachsten Bildern das Kleinbürgertum Mecklenburgs und Vorpommerns an uns vorüber, und die Beleuchtung, in die es gerückt wird, ist nicht moralisierende Empfindsamkeit, sondern gesunder Wirklichkeitsinn mit einer guten Dosis harmlosen Humors. Macht dieser auch manchmal etwas gewagte Sprünge („Grugliche Geschichte und Anewerraschung“ u. a.), so bleibt doch Frivolität und Lascivität völlig fern. Komische Kontraste, Verwechslungen, Uebertöpelung der Dummen, launige Zurechtweisungen der Boshaften und Hinterlistigen, Sittenbilder aus dem Leben der „Snider un Schofter un Köster un Prester un Leutnants un Burjschen“, wundersame Kuren von Aerzten, die mehr dem Alkohol als der Wissenschaft zugethan sind, gar köstliche Scenen aus dem Wirken der Dorfschulmeister (ich erinnere nur an das vorzügliche „De Sokratische Methode“) und der schmal gestellten, aber auf „Kindelbier“ sich doppelt schadlos haltenden Küster u. dergl. m. sind der Gegenstand; aber wenn der Humorist auch die Geißel schwingt, sie knallt, ohne zu verwunden. Er will zum Lachen reizen, und wer wirds nicht thun, ob er nun von Föching Pösel erzählt oder vom Juden Tatterleben und seinem Benjamin oder von dem Kutscher des Baron von Mulderjahn, der Spielkarten statt Visitenkarten abgiebt, vom „Gaus’ handel“, „De Wedd“, „De Bullenwisch“ u. s. f.; ganz allerliebft ist, „Du dröggst de Pann weg“, das an Goethe’s „Gutmann und Gutweib“ erinnert, und von neckischer Anmut „Wat wull de Kirl?“, wo die liebe kleine Unschuld nicht weiß, was es zu bedeuten hat, als ein Mann sie beim Wasserholen trifft, sie ansieht:

— hei kiekt mi an, Ik kiek em an,  
 hei seggt mi nicks, Ik segg em nicks —

ihr die schwere Tracht „ganz fründlich uphelpt“ und sie „sachting“ „strakt“

Un ward mi in de Dgen fikten, hei kiekt mi an u. s. w.

und als sie die Straße entlang geht, begleitet er sie, und wie sie die Gimer niederstellt —

Dunn kümmt hei ran und ward mi denn  
Ganz leiw in sine Armen faten; Ik kiek em an . .

und wie sie an die Hausthür kommen,

Dunn namm hei mi in sinen Arm  
Un drückt un herzt un küßt mi warm —  
Un denk Di mal — ik küßt em wedder. .

Ein ausgeführtes, gar drollige Scenen bietendes „Läuschen“ ist „de Reij“ nah Bellingen“. Der Humor bleibt der verb-realistisch-komische; doch mischen sich auch in die treffende Zeichnung der Bauerncharaktere Empfindsamkeit und — nicht zum Schaden — gemüthvolle landschaftliche Stimmungsbilder ein. Wie anmüthig und von echt dichterischer Beseelung durchdrungen ist z. B. die Waldschilderung:

Un in den Holt, dor is't so kühhl,  
Dor is't so rauhg, as de Nacht;  
Dat Low dat rögt sik in den Bom  
Un flüstert still un flüstert sacht,  
As leg' de Welt all in den Drom.  
Heuspringer singt in't kühhle Ruisch,  
As Heimken up den Züerhird;  
De Drauzel in den Hasselbusch,  
De singt dat schöne Wächterlied u. s. f.

und die kleinen Vögel, der Zaunkönig und die Elster u. s. f. erzählen sich „Hest hört? Hest hört?“ — die wunderfame Geschichte von den beiden Bauern, die von den Studenten gar arg nasgeführt sind.

Dies herzliche humorvolle Mitempfinden mit der Vogelwelt, das später in „Hanne Nüte“ eine selbständige Form annimmt, sowie überhaupt die Sympathie mit der Natur bildet erfreulich helle Farbentöne in dem trostlos-tragischen Gemälde, das mit heiligem Zorn uns der Dichter in „Kein Hüßung“ entwirft. Mag das Kolorit auch gar zu dunkel und schauerlich sein, so unvergleichlich ist doch das herrlich tiefe Gemüth, die seelenvolle Teilnahme des Dichters für die Unterdrückten seines Volkes\*), und so herzlich zugleich tritt uns sein inniges

\*) So schreibt er selbst einmal: „Ich habe dieses Buch mit meinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben; ich halte es für mein bestes“. Jedenfalls ist es das ergreifendste, ja erschütterndste.

und idyllisch-humoristisches Naturempfinden entgegen. Schwüle Stimmung erzeugt der Anfang:

Et is so bang, as wenn de Gewen  
In stille Gitt en Weber brödd:  
Un ganz von firn, dor is't, as wenn  
Dat süjzte äwer't Feld dorhen.

Und die beiden unseligen Menschenkinder, welche sich so lieben, aber „kein Hüfung“ finden können, um zusammenzuziehen, schwanken beständig zwischen Verzweiflung und Hoffnung.

Un lang' un lang' stahn sei so dor.  
De Sünne, de strahlt so hell un klar,  
As wenn't nich webber mäglich wir,  
Dat Wolken togen äw're Ird;  
De Gewen lacht so blag un rein,  
As künn kein Falschheit mihr gecheih'n.  
De lütte Bagel lett sin Zungen  
Un kümmt ganz dicht heranner sprungen  
Un nickt mit't Köppfen un wippt mit't Schwänzen  
Un maht von Ewig tau Ewig sin Dänzen . . .

Und in dem armen Menschenherzen „is't of, as wenn drin sungen ward“. Prächtig beginnt das vierte Kapitel, wo „de schönste Dag in't ganze Johr Stiggt lising ruppe hell un klar (Jakobidag), Un sünnenreines Gottes Gold Sif leggt up Wolk un Barg un Holt, Wenn Gott de olle schöne Welt Mit Glanz un Pracht unwunnen höllt“ . . . So sonnig ist auch des Frühlings Hochzeit mit der Erde (Kap. 11), wo sein klares Auge lacht, da er seine Braut so herrlich gepuzt hat:

Ik spel as Wind mit dine Gor,  
Ik sing as Bagel di tau Klauh  
Un beck bi denn mit Blaumen tau,  
Ik weig as grüne Lindenbom  
Di in den säuten Kinner-Drom,  
Un wenn du drömsst, denn fött di warm  
Min Leiw as stille Nacht in'n Arm u. s. f.

Aber nicht immer senkt sich „stille Fred herunner ut de Sommernacht“, so daß Haß und Groll schweigen, sondern sie liegt auch „swart un swer de düstre Nacht Un süßt dörch't Ruhr . . . Un't Regenschur, Dat ruppe tüht, Gitt singend äwer't Water hen, As süng de Nacht en Truerlieb“ . . .

Graufiges führt uns der Dichter vor: Haß und Totschlag, Flucht, Wahnsinn und Tod der Verlassenen, aber wie warm klingen die Zeilen: „Sei sinkt hendal, erlöst von Weih, Herinner in den weiten Snei, An't Hart von wille Winternacht“ . . . Der Grundakkord bei all den düsteren Schicksalen ist das Mitgefühl und die Trauer über so viel Jammer und Glend auf der Welt, wie der Dichter einmal emporblickend zu der goldenen Sonne und der reinen blauen Luft dadroben wünscht:

Ik mügg, dat ik frank un fri, So lang' ik lewt,  
Hoch haben swent, As an den Hewen treckt de Wih,  
Un dat ik künn von haben dal Up däglich Not un däglich Dual  
Deip unner mi herunner seihn, Fri äwer Land un Water teihn. —

In der heiteren, sonnenhellen „Vagel- un Minschengeschicht“, Hanne-Rüte un de lütte Pudel“, herrscht keine Tragik, sondern reiner, ungekünstelter, weltfroher Humor. Und wie prächtig sind die Gestalten gezeichnet, sei es nun der unter seinem Ehekreuz seufzende, an süße Jugendminne zurückdenkende Küster oder der mit schmerzlicher Sehnsucht in seine lustige Studentenzeit sich versetzende Pastor, sei es der biedere Schmied, der die Rührung um den Abschied von seinem in die Welt wandernden Sohn durch funkenprühendes Hämmern auf den Ambos zu verdecken sucht, oder die liebende Mutter, die mit ihrem Strumpfband noch die Uhr an dem Rocke des Scheidenden befestigt. Und nebenher entwirft der von kindlicher Liebe zur Natur, besonders zu der Welt der Gefiederten beseelte Dichter eine Reihe köstlicher Scenen aus dem Vogelleben. Kommt da der leichtsinnige Herr Spaß, der mit Musje Fink und Stieglitz etwas schwitziert und der koketten Goldammer-Witwe die Cour gemacht hat, zu seiner nicht bloß auf Eiern, sondern auch auf einer Gardinenpredigt brütenden Ehehälfte zurück:

Was is dich denn?

Sprich, Lotte; antwort' doch, Charlotte!  
Es wird zulezt bei dir noch zur Marotte,  
Daß thränentröpfelnd du hier sitz'st qui pleure,  
Wenn ich qui rit nach Hause kehre . . .

Freilich is dat wahr,

In meiner jungen Kreatur  
Steckt viel, sehr viel erbsündliche Natur;  
Doch diese Gelbgans, Lotte — nie!  
Denn gelb war mir von je zuwider.

Man nenn't dies Zbiosoynkrasie.

Doch, Lotting, dit versteihst du nich!

Un't schad't of nich!

Genug, ich bin — hol mich die Raß! Dein treuer Spatz!

Und wie er das Fenster öffnet — Lotting findet es zu heiß —  
dor „steiht Frühjahrs-Abend, warm und fucht, den weißen Arm um einen  
Nacken Un küßt em up de brunen Backen . . . Schick wider! wider —  
diesen Kuß den 'n schickt di de Natur, Schickt Gras un Blaum in  
Frühjohrsluft.“

Hell schallt das Froschgequak und der Sang der Nachtigall, und  
dieser, wie der holde Traum von allem, was die Vögel sich von ihm  
und dem „lütten Pudel“, der schmucksten Dirne im Dorf, erzählten,  
geleitet den Wanderburschen hinaus in die Welt; ja die Nachtigall ist  
es, die ihren warnenden Ruf ertönen läßt, als eine schmucke Witwe ihn  
zu umgarnen droht.

Höchst ergötzlich versetzt uns sodann der Humorist wieder zu Jochen  
Spatz, der wieder einmal Kindtaufe feiert: der Konsistorialrat Puter  
hält die Rede; Kantor Hahn ist mit fünfzehn Sprößlingen erschienen,  
die er ermahnt, beim Schmause recht fleißig zuzulangen, an dessen Ende  
die Vogelversammlung beschließt, Hanne Rüte und Fiken Schmidt durch  
Leiden zu Freuden zu führen:

Swar Leid liggt dicht bi selig Freu'n,

As Barg un Dal tausamen.

Holl ut, holl ut,

Du leime Brud!

Hei ward mal wedder kamen.

Und die lieben kleinen Vögel machen wie im Märchen gleich einer  
gütigen Vorsehung über Recht und Unrecht und wissen in kritischen  
Fällen den beiden Auserwählten zu helfen, und so kommen diese denn auch  
trotz abenteuerlicher Irrungen und Verwirrungen endlich glücklich zusammen.

Und zur Hochzeit singt die Nachtigall ihr schönstes „Lied von Leiv  
un Tru un Seligkeit, — Von't Glück an'n eig'nen Hird“ — und  
Freund Adebör — „wat will de knickerbeinig Gast?“ — sitzt auf dem  
Dach und „kickt in den Schofstein 'raf . . un seggt: „So is dit!

Abjüs! Wenn't Frühjohr wedder fihrt,

Denn bring' id' Jug wat mit.

Paßt up! Dat fall vör Allen

Großmutter Smutsch gefallen.“

Doch erst mit der — zugleich vortrefflich komponierten — Prosaerzählung „Ut de Franzosentid“ fand der Humor bei Reuter seine entsprechendste Ausdrucksform.

Wem Sorgen drücken, auf wem das Leben mit Aergernissen und Enttäuschungen lastet, wer sich nicht bloß hinwegtäuschen will in eine Sphäre lauterer heiteren Humors, sondern auch selbst wieder Mut und Liebe zu den Menschen gewinnen will, der labe sich an diesem frischen Quell, der aus einem echten, von Humanität durchdrungenen Gemüte entströmt. Hier sprudelt der Humor so köstlich, wie sonst nur noch in der „Stromtid“; und in der gesamten deutschen Litteratur mögen kaum so drollige, tiefkomische Scenen wieder zu finden sein wie in der „Stromtid“ das Kendezvous im Wassergraben und in der „Franzosentid“ das nächtliche Intermezzo mit dem Uhrmacher Droz und den französischen Schasseurs. Aber was das Herzerquickende und Herzbefreiende in den „Ollen Kamellen“ ist, das ist nicht nur das unübertrefflich Komische, sondern die tiefe Sympathie mit den lieben Nächsten, mögen sie auf dem Landratsamte oder in der Mühle hausen oder in der Küche und im Keller, und das Wohlbehagen, welches die also vom Humor umleuchteten Menschen um sich verbreiten und in die Seele des Lesers hinüberleiten. Wer begegnet nicht gerne solchen Leuten, wenn auch nur in der Poesie, wie der Amtshauptmann einer ist oder der Onkel Herse und der Bürgermeister u. s. f.? Und wer bedauert nicht, wenn uns der Dichter am Schlusse entläßt, daß das Ganze nur ein lustiger Traum, ein Phantasiebild des Dichters war und daß solche Menschen, wie er sie zeichnet, in der rauhen Luft der Gegenwart, die so arm an Originalen wie keine frühere Zeit ist, nicht mehr gedeihen können? —

Sonnig heiter heben sich die prächtigen Gestalten von dem düsteren Hintergrunde der Zeitgeschichte ab. Wohl tritt das Elend des von fremdem Volke durchzogenen und ausgezogenen deutschen Vaterlandes uns entgegen; aber die Konflikte werden auf das Heiterste gelöst, und ertönt auch einmal ein Notgeschrei aus dem gepreßten Herzen des geknechteten Volkes, die zwerchfellerschütternde Komik und der weltbezwingende Humor überwiegen.

Und wie leibt und lebt alles! Wer sieht den Amtshauptmann nicht leibhaftig im Geiste vor sich, wenn er die köstliche Schilderung liest: „Unner mi Pädings was einer, dei was en Kopp länger as

de annern un kek äwer eher 'rut as Saul äwer sine Bräuder; dat was de oll Amtshauptmann Bewer un hadd en saubern blagen Rock an un 'ne gellriche Hof' un lange blankgewichste Stäweln, un was sin Gesicht of von Pocken terreten, un hadd de Düwel of sin Arwten dorüp dösch, dat hei utsach, as hadd hei mit dat Gesicht upp en Ruhrstaul seten; up sin breide Stirn stunn schrewen, un ut sin blagen Ogen kumt Zi lesen: „Kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht“. Un hei was en Kirl up en Platz“.

Aber es würde schwer zu sagen sein, wem von den vorgeführten Gestalten man den Preis zuerkennen sollte, hinsichtlich ihres Gehaltes an Komik und Humor.

Da ist der Müller Boß, der gern Bankerott spielen möchte von wegen dem verfluchtigen „Prinzeß, der en längern Athem hat, as ene ihrlich Möllerlung' uthollen kann“ — aber im Trinken kann der biedere Möller es wenigstens mit dem „Tackeltüg“, den „entsamtigen“ französischen „Spitzbauwen = Schaffürs“ völlig aufnehmen. — Da ist weiter der „Schlingel“ Fritz Sahlmann, der Mamsell Westfalen so viel Kummer bereitet, dieser biederen Beherrscherin von Küche und Keller des alten Amtshauptmanns, die zu den glücklichsten Gestalten Reuter's gehört. Aber auch Nebenfiguren sind höchst ergötzlich geschildert wie der Uhrenmacher Droz, der Köffschandeller, der im erhebenden Bewußtsein, der „grang Nationg“ anzugehören, am Abend im Schummern „sick sin Mondirung antreckt; un dann gung hei ümmer in sin lütt Kamer up un dal, äwer in'n Horen, denn mit de Borenmütz gung 't nich, dei schrammt an'n Bän“. Aber vortreffliche Dienste leistet sie, um die entsamtigen Schaffürs zu erschrecken, die denn auch Reißaus nehmen. Freilich erleidet die Herrlichkeit des Herrn Droz einen gewaltigen Stoß, als er von Mamsell Westfalen in ihrem Allerheiligsten, in ihrem jungfräulichen Bette, versteckt werden muß und dann mit der in grünen Gardinen prangenden Bettstatt herumkutschiert, weil der gottlose Schlingel Fritz Sahlmann einen Eisklumpen an der Spitze befestigt hat, der nun schmilzt und tropft und tropft, so daß der biedere Uhrenmacher denkt, es regne durch — bis dann er samt seiner Portechaise in die Stube des französischen Obersten hineinfällt und Mamsell Westfalen umb die Mägde herbeistürzen. — Tableau!



Nicht am wenigsten hat auch der vortrefflich charakterisierte Müller-  
gesell, der Friedrich, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; trotz des  
Hasses, den er gegen die Franzosen in seiner patriotischen Brust nährt,  
entwickelt er auch Humor, als er den betrunkenen Schasseur von seinem  
Wagen ablädt und unter einer Buche hinsetzt: „Vör de letzten Dag'  
von den Februari is dit 'ne sihr schöne warme Nacht, un wenn de  
Kukuk of just nich singt, so heww ik em doch verleben Sommer in dese  
Bäuk singen hört, un — so Gott will — singt hei dit Johr hir wedder“,  
un as de Franzos' so'n beten schuddern ded, es wenn em frür, seggt  
hei: „Nich woher, Brauder, 't is en beten käl, un ick künn di hir nu  
schön taudecken mit en gauden widen Schacht, un dor kreiht nich Hund  
noch Hahn nah, äwer ick will di wisen, dat ick en christlich Hart heww“  
und damit wirft er ihm noch ein paar Arm voll Stroh über.

Aber nicht minder bieder ist die Auserwählte seines Herzens, des  
Müllers Tochter, Fiken, die mit hinreißender Eindringlichkeit den Vater  
davon abhält, sich das von den Franzosen geraubte Geld anzueignen. Und in  
ausgezeichneter Weise vom echten Humor umflossen ist der Ratsherr  
Onkel Herse, vor allem, wie er als Triumphator unter dem Geläute  
der Glocken und unter dem Jubel der Straßenjugend in Stavenhagen  
wieder einzieht, nachdem der Dichter alle Schwierigkeiten in glücklichste  
Harmonie aufgelöst hat. Doch, wo man das köstliche Buch auch auf-  
schlägt, tritt uns der helle frohe Sang lachenden Humors entgegen und  
spricht zu uns ein Herz voll Menschenliebe und Menschengüte. Und  
dies goldige Herz, das der herrliche Dichter in seiner Brust trägt, um-  
goldet selbst die schwerste Zeit seines Lebens, jene bitteren Jahre der  
Gefangenschaft, die in ihrer grausamen Härte die junge Menschenknospe  
auf immer geknickt hätten, wenn es nicht wahr wäre, was Storm singt:

Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen.

Was an sonnigen Momenten und an heiteren, drolligen Erscheinungen  
die schwere Zeit der Gefangenschaft ihm brachte, hat der Dichter in der  
Erzählung „Ut mine Festungstid“, geläutert und verklärt durch den  
Humor, vereint: ohne Bitterkeit, wenn auch hie und da eine schwerwiegende  
Anlage erhoben wird, mit jener Souveränität des Charakters, welche  
in Gemütsstiefe und Heiterkeit des Geistes wurzelt. So schreibt er  
an Julius Wiggers: „Die 25 Jahre (welche seitdem verfloßen  
sind) konnten mich manche Bitterkeit vergessen lassen und setzten mich

in den Stand, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigten Fluten des Humors zu tauchen. Aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen.“ Nur ein Herz von solcher Liebesfülle, nur der auch unter Thränen lächelnde Humor vermag auch über solche Bitternisse, wie sie die Gefangenschaft bot, siegreich triumphierend und milde vergebend den duftigen Schleier der Poesie zu breiten.

Doch jenes Werk, welches den Namen Reuter unsterblich gemacht hat und den bedeutsamsten Niederschlag deutschen Humors bezeichnet, ist „Ut mine Stromtid“. Besonders der erste Teil zeigt uns alle Phasen des Humors, sei es nun, daß er derbkomisch die Lachmuskeln reizt oder daß er uns zu Thränen zwingt. Das erste Kapitel gehört zu dem Ergreifendsten, was wir in deutscher Sprache besitzen; und nun gar in den vom Herzen kommenden und zum Herzen so bezwingend sprechenden Lauten des Plattdeutschen, macht diese Schilderung des von Hof und Herd vertriebenen, am Sarge seiner Frau trauernden Mannes einen Eindruck, der nie verblaßt, mag man noch so oft die Blätter lesen. Das sind Uröne aus der Tiefe der menschlichen Brust, das sind Offenbarungen, wie sie nur dem echten Dichter aus dem Grunde des Gemütes emporsteigen. . . „So satt Hawermann vör sinen Herrgott dor, un sine Hänn' wiren folgt, un sine braven, blagen Dgen kelen nah haben, un in ehr speigelte sich noch en schönern Schin, as von Gottes Sün. — Dunn kamm en lüttes Dirning an em 'ranne un läd en Marikenbläuming in sinen Schot, un sin beden Hänn' beden sich utenanner un slogen sich um dat Kind — dat was sin Kind — un hei stunn up von de Bänk un namm sin Kind up den Arm, un ut sin Dgen föll Thran' up Thran', un dat Marikenbläuming hadd hei in de Hand un gung mit sin Kind den Stig entlang, den Goren hendal.“

So tiefe Töne hat Reuter in seinen späteren Dichtungen nicht wieder gefunden. Ueberhaupt wenn die lustige Satire „Durchläuchting“ und „de Reis' nah Konstantinopel“ (ich denke an Tante Line und Jochen Klähn) auch hier und da treffliche Scenen bieten, die „Stromtid“ bleibt doch die Krone der Reuter'schen Schöpfungen; in

ihr hat sein Humor die vollendetste Verkörperung gefunden. Welche reiche Galerie von komischen Genrebildern, welche Fülle von Originalen! Das sind alles — mit der geringen Ausnahme etwa von Axel v. Rambow — Menschen von Fleisch und Blut, voll Saft und Kraft oder wenigstens von innerer Lebenswahrheit. Hier haben wir alle Temperamente vertreten: da ist der phlegmatische Jochen Nüßler, ein Typus eines schweigsamen, aber darum durchaus nicht apathischen und gemüthlosen Menschen, wie sie wohl in der Einförmigkeit des ländlichen Lebens gedeihen: „Bräsig, setten Se sück dal“, „Bräsig, schenten Se sück in“, — „dat is allens as dat Ledder is“, „Wat fall Gener dorbi dauhn?“ Das ist seine Lebensphilosophie. Das melancholische Temperament finden wir in dem schwerblütigen, aber ausgezeichnet biederem und geladenen Hawermann wieder, während das sanguinische in den firen Hausfrauen, der energischen Madame Nüßlern, diesem Urbild der Thätigkeit, und der prächtigen lütten „runden Fru Pasturin“ vertreten ist, und das choleriche in der bittergalligen, heftigen Frau Pomuchelskoppen seine herbeste Vertreterin findet. Aber alle Temperamente zum harmonischen Ausgleich bringt der souveräne Humor in Gestalt des Unkel Bräsig. — Zwar kann bei der ganz losen Schürzung der Fäden der Erzählung nicht von einem eigentlichen „Helden“ als Träger der Handlung geredet werden, sondern es reiht sich eigentlich ein Bild an's andere, und es drängt sich eine Fülle von trefflich gezeichneten Figuren: ich denke an den liebenswürdigen Pastor, an den idealverklärten alten Juden Jzig mit seinem entfamtigen Judenbengel David, an den mit Citaten seine Bildung vertretenden Rektor Balbrian, an den Böfewicht und Streber und Narren Pomuchelskopp, an den köstlich getroffenen, leichtsinnigen, aber im Grunde nicht bössartigen Fritz Triddelzig, an die beiden alten Eltern Jungjochens, die von Habsucht und Neid und Argwohn geschwollen sind und sich ihre Geheimnisse auf dem Berge in die tauben Ohren schreien, und nicht am letzten an die leiven Drum-appels mit ihren ungleichartigen Erwählten. Aber alle diese Gestalten gruppieren sich um einen Mittelpunkt, von dem aus sie erst ihre richtige Beleuchtung erhalten und ohne den sie uns nicht halb so viel Interesse und Behagen einflößen würden. Das ist der Inspektor Bräsig. Wie köstlich ist sogleich seine Einführung! „Dor kamn in't Dur en lütten Mann mit en röddlich Gesicht un 'ne recht staatsche rode Näs“,

de hei wat in de Luft höll; up den Kopp habb hei 'ne virtimpige Mütz, vör mit 'ne Troddel, äwer 'ne eigentliche Kalür habb sei nich; up den Liv habb hei en grisen, linnen Kittel mit langen Slippen, un sine korten Beinings, de hellſchen utwärts ſtunnen un ſo leten, as wiren sei in dat lange Babenliv verkehrt inſchrawen worden, ſteken in 'ne korte, blagſtrippige Drellhoſ' un in lange Stäweln mit gele Stulpen. Hei was grad' nich vüllig; äwers mager was hei ok nich, un Einer kunn ſeihn, dat hei all anſung, ſick en lütten Buſ ſtah'n tau laten." Aber ſo unwiderſtehlich komiſch ſeine ganze Ausdrucksweiſe mit der ergößlichen Mißhandlung der Fremdwörter iſt — mag er uns nun von ſeinen drei Brauten oder von ſeiner Schullaufbahn, wo er im Stil glänzte, obgleich es mit der „Ottographie“ haperte, oder von der Waſſerkunſt oder von ſeinem Kammerat erzählen, — ſo daß wir uns vor Lachen ſchütteln, wenn er nur den Mund aufthut, ſo würde doch der Eindruck dieſes köſtlichen Menſchen nicht ſo nachhaltig, würde die Komik, welche ihn umſtrahlt, das Behagen, das von ihm ausſtrömt, nicht ſo echt und tief ſein, wenn der Mann nicht ein ſo goldiges Gemüt, ein ſo warm und ſtark empfindendes, mit Groß und Klein ſo treu mitempfindendes Herz hätte.

Wie prächtig ſucht er dem „lütten Kropzeug“ zu helfen, das den „Sünndag'schen Zierrat“ der beiden Größings ſo übel zugerichtet hat, — „ich muß die beiden Kreturen (Großmudding ehr Kladduf' un Großwatting ſin Pül) man en bitschen ufrepariren. . . Daß du die Naſ' in's Geſicht behältſt! Lining, wo haſt du ihr zugericht't! — 'Ne richtige Faſſong iſt ja gar keine Menſchenmöglichkeit mehr.“ . . . Und ſo geht es dann tapfer an's Werk, wenn auch unter Seufzen: „Gott ſall mi bewohren!“ Was laß ich mir in Haubengeſchichten ein!“ Während er noch bei dieſem Liebeswerk beſchäftigt iſt, tritt ſein alter Freund Karl Hawermann, der Schwergebeugte, mit ſeinem Döchtling ein. Und wie tief rührend iſt nun die Teilnahme des „ollen gaudmäudigen Entſpekters“: er ſetzt ihrem Onkel die beiden Druwäppels auf den Schoß „un hei ſülwſt kreg Hawermann ſin lütte Pomije up den Arm un danzte dormit in die Stuw' herüm, un dorbi lepen em de Thranen wedder piplings äwer de Backen“: ein Bild des Humors, der da lacht und tanzt und weint in einem Augenblick, um das überquellende Gefühl zu meiſtern.

Und wie weiß der prächtige Mensch Rat zu schaffen, nicht nur mit tröstendem Wort, sondern auch beständig mit der That! Er besorgt Hawermann eine Stelle und bringt Lowising bei den Pastorsleuten unter; er denkt nimmer an sich selbst, sondern sorgt nur treu für andere; er zittert für seine Freunde, wenn sie in Not und Sorge sind, und wenn es auch nur sein Pächting ist, das wirklich bei der Konfirmation die große Wasserfrage bekommt und glücklich zu Ende bringt. Er bewahrt immer seinen köstlichen schelmischen Humor, auch wenn er als treuer Schutzengel manchmal in Ungelegenheiten kommt, z. B. wie er auf dem Baum sitzt und Epion spielt, oder wie er auf dem Anstand steht, um Frizing Trittelstizen abzulauern, und dann in den großen Graben fällt, so daß er den verfluchtigen Podagra wieder bekommt. Er weiß seinen Druwäppels zur Verlobung zu verhelfen; kurz er ist überall der gute Geist, der alles in's Reine bringt, alles ausgleicht und stets Harmonie und Freude und Frohsinn verbreitet, so daß alles andere dem Leser nur als Staffage dieser Prachtfigur erscheint und er nach ihrem Auftreten sich sehnt, wenn sie einmal von der Bühne abgetreten ist.

Und als er ganz von der Bühne des Lebens abtreten muß, als der Tod an des alten ehrlichen Inspektors Bett steht, da sorgt er für seine Schwestertochter und für die Schule in Rahnstädt, „denn, Korl, die Frau Pastern hat zu leben, und Du hast auch zu leben, aber mit die kleinen Schulkinder ist es ein Jammer! — Und die Madame Nüßlern hat zu leben, und mein Päch Mining hat zu leben, un Korl, Du hast zu leben, und Ihr Alle habt zu leben, — und“ — fügt er mit stoischem Gleichmut hinzu — „ich hab' zu sterben.“ . . . Aber mitten in den Phantajien, wie seine Füße schon sterbenskalt werden, — „slog so'n lustig Lachen äwer Bräsigem sin Gesicht, un langsam kamm't herut: „In dem Stil war ich Dich doch über.“ —

So umleuchtet auch den Tod dieses kernigen Menschen noch der holde Humor mit seinem lebenswürdigen hellen Schein.

Jean Paul und Fritz Reuter können uns als die Hauptvertreter des deutschen Humors gelten. Jener zeigt uns die tragische, sentimental-weltschmerzliche Seite desselben, dieser die sonnig heiter-naive: aber beide Erscheinungsformen wurzeln in der Tiefe des Gemüths.

Um Meuter gruppierte sich schon bei seinen Lebzeiten eine üppig aufsprießende plattdeutsche Litteratur, doch nur selten verbindet sich das Verbkommische in ihr mit dem edlen Gehalt tiefer, gemütvoller Weltanschauung. Zu den besten Trägern des plattdeutschen Humors gehören gegenwärtig John Brinkmann, dessen „Kaspar Ohm un id“ kein Geringerer wie der Meister plattdeutscher Dichtung, Klaus Groth, als das Ausgezeichnetste seit Meuter bezeichnet, und Felix Stillfried. Wenn auch der erste zweibändige Roman des letzteren „De Wilhelmshäger Kosterlüd“ (Kostock, Hermann Koch 1887 u. 88) an der Schwäche einer sich zerplitternden Komposition, an der Breite der Darstellung und der Ueberfülle das Hauptinteresse verwißender Figuren leidet, so ist doch die Behandlung der Sprache und die Charakteristik der einzelnen Menschen eine so wahre und herzerfreuende — ich denke nur an den prächtigen Schulmeister Gothmann, ein Pendant zu Onkel Bräsig, und an den trefflichen Pastor Strömer —, daß man immer wieder gerne zu dem Buche greift. — Einen hohen Fortschritt, bezeichnet die Erzählung „Ut Sloß un Rathen“ (Leipzig, Liebeskind 1890). Hier ist die Fabel wie die Darstellung eine in sich geschlossene und einfache. Das Schloß- und Rathenleben Mecklenburgs tritt uns, von herzlichem Humor verklärt, in greifbarer, völlig wahrheitsgetreuer Form entgegen. Alles lebt und lebt, sei es nun der „sparrige“ Baron oder der Inspektor oder die Krugwirtin oder die Lichtgestalt an Slankigkeit und Rankigkeit und Lieblichkeit, Dörten Blanck, die Heldin der Geschichte. Nur auf eine Spezies unserer menschlichen Gattung ist der Verfasser nicht gut zu sprechen; das sind die Ehefrauen. Bis auf die Frau Pastorin, die ganz zurücktritt, sind sie alle echte Hauskreuze und Hausdrachen, sei es die Schusterfrau oder die Frau Registrator in der Stadt, die in jedem Vierteljahr mindestens zwei Mädchen aus dem Hause heraus ärgert, und zwar um so schneller, je zufriedener der Herr Registrator ist; schließlich kommt dieser denn auch zu dem Entschluß: „De negste Dirn, de wull hei mi mal ünnern Nachtwächter slicht behandeln; hei müßt' dat nu mal so versäufen, am Enn' dat dat wat hulp.“ — An lustigen Scenen sei nur die köstliche Winternachtsfahrt erwähnt, wo der Kutscher seine Herrschaften im Schnee verliert, damit freilich auch die Aussicht auf Anstellung und Heirat. Schließlich aber zieht sich wieder alles zurecht, und der Leser scheidet mit Bedauern von der lebenswürdigen humor-

vollen Erzählung, in der man, wie auch in dem größeren Roman, des Reuter'schen Geistes einen Hauch verspürt.

Von Jean Paul'schem Geiste hat unter den neueren Dichtern kaum jemand mehr als Wilhelm Raabe.

Er ist eine tiefgründige Natur voll edelster Geistesbildung und reichsten Gemüths- und Phantasielebens. Aber so sehr er in seinen früheren Erzählungen — ich erinnere nur an die reizende Humoreske „Horacker“ — die heitere Daseinslust bunte schillernde Blasen schlagen läßt, freilich auch hier nicht ohne tief sinnige Grundidee, und so sehr ferner der Humorist mit köstlichster Laune und lustigstem Lachen sich uns zeigt in „Christoph Pechlin“ und „die Gänse von Lüchow“, so schwerblütig und tiefschmerzlich erscheint in manchen späteren der Humor. Ja, er ist sogar bisweilen gezwungen und gekünstelt. Aber wollen wir sagen, was in seinem besten und reifsten humoristischen Roman — ich meine den „Hungerpastor“ — uns so lebhaft fesselt, so ist es wieder, wie bei Reuter, die tiefgemüthvolle Auffassung des Kleinlebens, das tiefe Erbarmen mit den Gedrückten, Einsamen und Einfältigen, die herzliche Sympathie mit den lieben Nächsten, und haufen diese auch in der Gasse, im engen Winkel, oder hinter der Glaskugel der Schusterwerkstatt wie der ehrsame, ganz vortreffliche Nikolaus Grünebaum. Aber wie die Sonne sich in seiner leuchtenden Kugel spiegelt und die bunte Welt der Straße verklärt, so wird auch das Ergehen dieser ärmlichen Menschen mit ihren kleinen Verhältnissen warm umstrahlt von der Leuchtkraft des Humors, der auch hier nichts anderes ist als die holdeste Blüte reifsten und reichsten Gemüthslebens. —

Wie überhaupt kein echter Poet der Gottesgabe des Humors gänzlich entraten darf, so lassen sich auch bei unseren größten Novellisten der Gegenwart Spuren desselben leicht aufweisen. Das prächtige Triumvirat gleichen Strebens und neidloser Freundschaft, wie es Heyse, Storm und Keller so lange übten, ist leider schon auf einen Ueberlebenden zusammengeschmolzen; welcher tiefe Humor gerade auch sie verband, wird vielleicht erst ihr Briefwechsel bekunden; in ihren Werken zeigt er sich am wenigsten bei Heyse und am stärksten bei Keller, in dessen Dichtung der bald sich überstürzende, sprudelnde, daseinsfrohe Humor, bald der barock-phantastisch-grüblerische Humor einen Grundafford bildet, und zwar nicht nur in den „Leuten von Selbwnla“,

sondern nicht minder in den größeren Romanen. Doch vor allem, wer einen Blick thun durfte in die Briefe dieses reichen Geistes, welche er an Theodor Storm schrieb, erhält einen Einblick in das Herz dieses Lebensphilosophen, der auch lacht und scherzt, wenn ihm die Wimper zuckt, der des Lebens Irrgänge mit Heiterkeit betrachtet und am liebsten bei den wunderlichen und seltsamen Käuzen verweilt, wie sie in urgesunder Kraft sein heimatlicher Boden noch zeitigte. Auch bei Storm ist die Andacht vor dem Kleinen und Beschränkten, die Liebe und das Mitgefühl für die einsamen Junggesellen und Jungfrauen, für den Arbeiter in der Kathè wie für den strebsamen Schiffer in der kleinen Stadt, sind vor allem die sonnigen Geschichten „Beim Vetter Christian“ und „Psyche“ und „Die Söhne des Senators“ garnicht denkbar ohne die Grundwurzel künstlerischen Schaffens, ohne gemüthvolle Humanität, ohne Humor — wie ich in meiner Schrift „Theodor Storm und der moderne Realismus“ (Berlin, Eckstein 1888) gezeigt habe.

In unserer modernsten Roman- und Novellenlitteratur blüht nur spärlich die duftige Blume „Humor“, und nun gar „Humor“ im Sinne Reuter's! Immer schwerer lastet die Zeit auf dem Einzelnen; harmlose Daseinsfreude und begeisterter Idealismus werden immer mehr vom Pessimismus und Materialismus verdrängt; das schwere Blut, die Tendenz, die Reflexion überwiegen in den socialen Romanen, welche die von Dickens'schem Humor durchdrungene meisterhafte Erzählung Freitag's „Soll und Haben“ nicht zu erreichen vermögen, oder es tritt das nervöse Raffinement der Darstellung des high life der Großstädte mit seinen theils offenen, theils versteckten pikanten Schäden und Sünden an die Stelle des Naiven und Idyllischen oder des geistig kernigen und Gesunden, so daß der Leser gleichsam narkotisirt wird durch das Prickelnde und Parfümierte der Auffassungs- und Erzählungsweise, wie z. B. bei den Romanen der Ossip Schubin, ich denke an Asbein, Boris Lenstky. Von Herzlichkeit des Gemüths, von Heiterkeit des Geistes, von mitfühlendem Humor spürt man da wenig. Weit mehr bei der großen Kollegin, der starkgeistigen Marie von Ebner-Eschenbach. Doch wer einen vollen Trunk aus schäumendem Becher des Humors, kredenzt von edlem Frauenmunde, thun will, der lese Ilse Frapan's köstliche Skizzen aus dem Hamburger Leben, vor allem



das reizende Idyll „Altmodische Leute“: der Wurstladen im Keller, die drei Geschwister in ihrer Liebe und Fürsorge für einander, der fremde Eindringling, der nur kurze Zeit den Frieden dieser Seelen stört, die Verlobung und Entlobung sind virtuos und zugleich mit dem feinsten Sinn für das Idyllisch-Behagliche, für die trautumschränkte Enge geschildert. Der lese ferner die Märchen und Phantasien von Jsolde Kurz, die als Lieberdichterin und Erzählerin gleich groß ist; „der geborgte Heiligenstein“, „Sternenmärchen“, „König Filz“ sind köstlich. — Nicht minder herzerfrischend und von lauterstem Humor, wie liebenswürdigster Weltanschauung durchdrungen ist ein anderes Büchlein aus Frauenfeder, Helene Böhlau's „Ratsmädelgeschichten“. Wie ein herrliches Märchen mutet uns gleich der Anfang an: „Mitten im großen deutschen Reiche liegt ein weit und breit berühmtes Städtchen, Weimar im Thüringerlande. Da regierte, als meine Großmutter noch ein Kind war, ein sehr kluger und guter Fürst, der durch seine Güte und Weisheit große Dichter, die zu jener Zeit lebten, dazu vermocht hatte, bei ihm in seinem Städtchen zu wohnen. Und da er ein so überaus weiser Herr war, den jedermann liebte und verehrte, so kamen Dichter und Gelehrte gerne von allen Seiten, lebten in der Stadt des Fürsten und schrieben dort so herrliche Dinge, daß alle Welt darüber in Staunen geriet. Und noch jetzt ist das, was diese Männer damals gedacht und gedichtet haben, das Schönste, was wir kennen, und wird noch lange, lange Zeit das Schönste bleiben“. Aber nicht von diesen Großen handelt das Büchlein in erster Linie, sondern von zwei herrlichen kleinen Mädchen, welche in der Wünschengasse „bei Rats“ ihr Wesen trieben. Und wem diese in ihrer urwüchstigen Natürlichkeit, ausgelassenen Munterkeit und Frische nicht das Herz erwärmen, dem ist nicht zu helfen. Doch die Perle des Buches ist das letzte Kapitel „Gomelchen“. Es ist wehmütig rührend, aber voll edlen echten Humors, voll reinsten Menschenliebe und verführendster, heiterster Lebensanschauung trotz der Vereinsamung des Alters; das Ratsmädel ist zur Großmama, zum Gomelchen geworden. „Wenn ich mir den Namen vorsage“, schreibt die Enkelin, „so ist es mir, als glitte eine weiche Welle über mein Herz hin, als würde es behaglicher, wärmer im Zimmer; einen zarten Duft von Thee und schönen Sachen und Reseda und Hyacinthen meine ich zu spüren, einen Duft, der die Seele mit Wehmut und Erinnerung

erfüllt. Es legt sich mir eine leichte, wohlthuende Hand auf die Stirn, ihre Hand. Die Fremde ist mir nicht mehr so fremd; Thränen treten mir in die Augen, und mein ganzes Herz will sich in Wehmut auflösen“. Und dem Leser wird es selbst rührend zu Sinn, wie standhaft das herrliche Gmelchen Abschied nimmt von dem letzten Genossen ihrer Jugend und wie ergreifend sie sich und die Enkelin tröstet. Ist es nicht die Sprache echten kernigen Humors, wenn sie ihr Lebensbekenntnis dahin abgibt: „Ein ganz guter, ganz liebevoller Mensch ist so selten wie ein großer Dichter oder Künstler, so selten wie ein großer Philosoph. Die Freundlichen, die Heiteren, die Gutes und Böses weichherzig ohne Sträuben aufnehmen, das sind die wahren Helden, nicht die, die dem Leben eckig und sparrig gegenüberstehen. Das Einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut mit einander zu sein.“ —

Das leichtere Genre des Humors bietet uns in liebenswürdiger Form eine andere Dame, die unter dem Pseudonym Hans Arnold in den Familienblättern gar anmutig zu plaudern versteht.

Aber der Humor hat sich in unserer naturalistischen und materialistischen Zeit, wo die Jungmodernen ihre im Häßlichen wühlenden, so ganz und gar von allen guten Geistern und somit auch vom Humor verlassenen Produkte auf den Büchermarkt werfen, nicht etwa nur in einige Frauenherzen geflüchtet. Es giebt auch unter den frisch schaffenden Schriftstellern der jüngsten Gegenwart gar manchen, der da mit Neuter überzeugt ist, daß der Realismus d. h. die Darstellung des Menschlichen in allen seinen Formen, seien sie erhaben oder niedrig und unscheinbar, für die Kunst erst Wert gewinnt durch die Sympathie des Herzens. Gerade die Humoristen sind immer die größten Realisten gewesen d. h. sie verbanden mit dem Wirklichkeitsinn, vor dem eben nil humanum alienum est, das humane Witzgefühl. Dies führte ihnen die Feder, dies war der Zauberstab, unter dem sich auch das Unbedeutende und Geringe in lauterer Gold verwandelte; aber das Gemeine ward nie Selbstzweck. Ueppig spriezt heutigen Tages die Novellenlitteratur; es ist schwer, den Weizen von der Spreu zu sondern; aber echte Talente brechen doch hie und da sich Bahn; so rechne ich zu den vielverheißenden frischen, forschen Gerhard Walter (F. G. Heims), welcher in seinem Novellenbände „Fernab von der Straße“ (Zena, Herm. Costenoble 1889) knappe, klare Darstellung mit wahrer Empfindung verbindet und als echter Norddeutscher

die Feinfühligkeit seines Natursinnes, ähnlich wie Storm, gar meisterhaft offenbart. Es gilt von dem liebenswürdigen Dichter selbst, was er in der reizenden Novelle „Am Itkensee“ von dem frischen, forschenden Maler rühmt: „Alle seine Gestalten haben Leben, und sein Herz hat Blut, und sein Gehirn hat Gedanken“. Auch durch den jüngsten Band „In stillen Winkeln“ (Kiel, Häfeler'sche Buchhandlung) weht ein flotter Hauch, ein echt poetischer stimmungsvoller Duft. Wie anmut- und humorvoll ist die Wanderung des aller Sorgen ledigen Junggesellen durch die herrliche Pfingstlandschaft kontrastiert mit den Qualen eines mit fünf Kindern gesegneten Kollegen in der Novelle „auf der Pfingstfahrt“, und wie prächtig mutet uns die Art des forschenden Lieutenants an, der seine Jugendliebste im Sturme erobert „auf Weihnachtswegen“. Aber wie tief auch weiß der Dichter aus seinem Gemüte zu schöpfen und das Herz des Lesers zu rühren, wenn er uns an den Sarg führt, in den der einsame Geistliche sein ganzes Glück, sein einziges Töchterchen betten muß „im Osterfrieden“. — Ein ganz besonders liebenswürdiges Talent, das bei aller Eigenart eine Mischung Raabe'scher und Storm'scher Momente in Charakteristik der Personen und in Abtönung des landschaftlichen Hintergrundes zeigt, ist der neuerdings von der rührigen und einsichtigen Liebeskind'schen Firma eingeführte Th. Justus („Am Küstenjaun“, Leipzig 1890, „Aus vergangenen Tagen“ dsgl.). Besonders in der ersten Serie von Skizzen ist die „Unter schlichten Leuten“ betitelt ein Meisterstück idyllischer Kleinmalerei, über welche der gemüthvolle Humor seinen zarten Duft breitet. „In eurer Armut, welche Fülle“ lautet das Motto, und in Wahrheit welche reiche Sympathie weiß uns der Dichter für diese armen Menschen, die sich mühsam durchs Leben schlagen müssen, in uns zu wecken, und welchen Reichtum an Liebe und Güte und Humor birgt die Brust der biederen Frau Scholl, dieser Geistesverwandten eines Nikolaus Grünebaum! Es erinnert an der Frau Aja „Kocherey“, wenn die treffliche alte Seele, die nur für andere sorgt und strebt, also philosophiert: „Traurigkeit tötet viele Leute und dient nirgend zu; wir alle, wie wir da sind, haben viel mehr Ursache, vergnügt und zufrieden zu sein, als den Kopf hängen zu lassen. Also warum sollen wir uns ohne Not unsere Lebenszeit verbittern? Mein lieber seliger Mann sagte oft: „Gefine, die Stunde, die vergnügt hingehet, die kommt nicht traurig wieder“ — und das hab' ich mir all' mein Lebtag zu

Herzen genommen". Und so sagt sie auch, als es ans Sterben geht: „Es ist Alles gut und schön so. Ich habe froh gelebt und bin nun auch froh, daß ich sterbe, ehe ich Anderen zur Last falle. Darum sei nicht traurig, und wenn die alte Scholl gestorben ist, dann thu' ihr den einzigen Gefallen und weine nicht, mein lieber Junge!“ —

Zu den ersten Erzählern der Gegenwart, die nicht nur Geist, sondern auch Humor besitzen, gehört unzweifelhaft Hans Hoffmann. Köstlich sind die Geschichten, die er in dem Süden unter den blauen Himmel verlegt — ich erinnere an den prächtigen Faullenzer, den Beppo — entzückend sind seine Skizzen „Aus dem Lande der Phäaken“ und die Bilder „Von Frühling zu Frühling“, die uns nach dem Norden führen: plastisch greifbar steht uns das kleine Nest am Haß vor Augen mit seinen drolligen Menschen in der Novelle „die Sündflut“; geradezu aber ein humoristisches Genrebild ist „Himmelfahrt“, wo mit allem Zauber der Poesie eine Morgenfahrt durch die sonnenumglänzte Frühjahrsnatur geschildert wird, so daß der liebessehrende Jüngling schier berauscht ist, wie nun zu all der Herrlichkeit des Tages auch noch eine zarte Mädchentnospe sich zur Begleiterin ihm bietet; er folgt ihr bis in das idyllische Pfarrhaus, um aus allen seinen Himmeln gar jäh herabzustürzen, denn die Holbe hat ihn — für den Juden, der Ferkel von ihrem Vater kaufen will, gehalten!

Hoffmann ist ein Meister der Naturschilderung — man lese die der Wittsommernacht S. 115 f. —, aber auch der Charakteristik; so ist in der sinnensprühenden Novelle „Irrlicht“ die Alte vortrefflich gezeichnet, wie sie dem verliebten Mädchen aus der Bibel vorliest und zugleich die derbsten Worte aus eigener Überzeugung hinzufügt, durch den Kontrast eine gar komische Wirkung hervorbringend, und nicht minder die Junge selbst, wie sie zwischen Pflicht und Sinnenglut hinundherschwanke. Höchst drollig ist „Friedensfeier“, wo die beiden Ehegatten in Folge zu lakonischer Depejchen immer an einander vorüberfahren, um dann endlich um so beseligter sich wiederzufinden; Romantik voll Liebes- und Naturzaubers bietet uns „Spätglück“. Der Roman „Zwan der Schreckliche“ bildet eine sehr amüsante Humoreske aus der Kleinstadt, speziell aus dem Leben eines Schulmeisters. Ein inzwischen bei Paetel in Berlin herausgegebener Novellenband „das Gymnasium zu Stolpenburg“ zeigt ebenfalls virtuose Erzählungskunst,

Geist, Witz, Phantasie und herzliches Mitgefühl mit jenem Stande der Studierten, der wohl allezeit in Deutschland Idealismus mit Resignation zu verbinden haben wird. Das Buch wirkt erhebend und erschütternd zugleich. — Auch der unlängst erschienene große, allerdings mehr novellistisch zerflatternde, weil an langen Reden überreiche Roman Hoffmanns „der eiserne Rittmeister“ ist in seiner Wurzel tiefhumoristisch, und zwar ist nicht bloß der Held von dem Humor des Dichters umleuchtet, sondern auch die Nebenfiguren, wie der Diener Anton Raff, des Helden Gegenbild; ein Meisterstück ist der Physikus Stanislaus Suggelmann; man lese nur das erste Kapitel, auch wenn es die Überschrift trägt: „Das Gastmahl des Physikus, ein Kapitel, das klügere Leser überschlagen werden, denn es bringt zwei Philosophen in ernsthafte Gespräche und ist auch sonst überflüssig“. Da führen in der That Gedankenfülle und Humor ein gar lustiges Tänzchen auf; es ist ungemein geistvoll und ergötzlich, wie der von der Natur nur sehr stiefmütterlich hinsichtlich seiner Gestalt ausgestattete Physikus mit feinsten Ironie den Satz durchführt: „Es giebt nur eine wahrhaft reine Liebe ohne eigenes Interesse, nur eine dem Menschen vorbehaltene Liebe: das ist die Liebe zum Schönen“. Doch ein wahres Kabinetsstück des Humors sind die beiden folgenden Kapitel: „Ein Rededuell und eine Mensur auf Schlaftrunk“ und „Der Rittmeister auf dem Folterbette“. Da kann man nur mit dem alten Rittmeister sagen: „Das greift Einem an die Nieren. Da geht Einem das Herz auf.“ Denn aus der furchtbaren Lektion geht der Held geläutert hervor. Der Humor triumphiert in wahrer Größe. So ist es im Einzelnen, und so auch im Ganzen. Hoffmann hat hier — wie M. Necker bereits richtig betonte — nichts Geringeres im Auge gehabt, als ein nordisches Seitenstück zu dem abendländischen Don Quixote zu schaffen; der eiserne Rittmeister ist ein Narr, ein philosophischer Sonderling, der alles — auch das Alltägliche — nach der strengen eisernen Formel des Kantischen „kategorischen Imperativs“ bemißt. Darin liegt der komische Kontrast. Sein Herz und Gemüt aber, das er immer zurückzudrängen sucht, ist stärker als der querköpfige Verstand. Und darin liegt sein Humor begründet; und der macht den Sonderling zum wahren Helden, zu einem „Don Quixote der Pflicht, lächerlich und rührend, kindisch und verehrungswürdig zugleich, wie jener ältere Ritter de la Mancha; der Geist der Preußen ist hier heiter typisch

verkörpert mit all ihrem Eigensinn, all ihrer Gefühlsprödigkeit und Schamhaftigkeit, mit all ihrem mächtigen Persönlichkeitsgefühl“. Den Prozeß, wie der eiserne Rittmeister kuriert wird, bis er selbst „in seiner grimmig wilden Manier humoristisch geworden ist“, hat der Dichter ebenso rührend als hinreißend groß und schön geschildert.

Jedenfalls zeigen schon die genannten modernen Erzähler — und auf einige von diesen will sich diese Skizze nur beschränken —, daß der Humor noch nicht ausgestorben ist in unserer „Zeit der Not“. Aber so ganz bis ins innerste Schaffen hinein von ihm durchdrungen, so daß alle Geisteserzeugnisse wirklich nur Ausstrahlungen desselben sind, und ein so kongenialer Erbe und feinsinniger Umbildner gerade des Reuter'schen Humors, ist kein hochdeutscher Dichter, wie sein Landsmann Heinrich Seidel\*) Und trotz des Geschreies der modernen Naturalisten spinnt der liebenswürdige Dichter rastlos weiter an seinen Träumereien und wird — gottlob! — immer mehr ein Liebling seines Volkes. In ihm findet sich eben der Realist mit dem naiven Träumer vereint, d. h. die Seele seiner Dichtungen ist der verfeinerte Reuter'sche Humor, der auch das schlichte Glück freundlich unbedeutender Menschen mit dem rosigen Scheine der Poesie übergießt, der mit dem offenen Sinne für das Kleinste und Unscheinbarste die innigste Sympathie verbindet. Zunächst für das Leben und Weben in der Natur. „Ich habe“, bekennet er einmal, „von jeher einen ausgesprochenen Sinn für das Dürftige gehabt und vermag mich wohl zu erfreuen an dem schimmernden Spiele der Wolken, dem eintönigen rötlichen Haidemeer, dem Summen der Bienen, dem Flatterspiele der kleinen blauen Schmetterlinge, dem melancholischen Kullen der Haideleerchen und dem einsamen Schrei eines Vogels aus fernem Moorgrund“. Er weiß es, daß die Schönheit der Natur überall ist; man muß sie nur zu finden wissen; und so preist er in bescheidener Selbsterkenntnis seine Muse als eine Göttin,

---

\*) Gesammelte Schriften Leipzig, Liebeskind Bb. I—VIII. Inzwischen kam wieder ein liebenswürdiger Band hinzu, unter dem Titel „Sonderbare Geschichten“. Die Zahl der komischen Käuze findet in Herrn Omnia eine köstliche Bereicherung, und des Teufels Großmutter hat gleichsam menschliche Gestalt angenommen in Herrn Omnias Schwiegermutter. Humor und poesievollste Naturphantasie durchwehen die Skizzen „der schwarze See“ und „Waldfräulein Hecht“.

die ihm nicht im Donnergewölk, nicht im wilden Sturmgewühl der Leidenschaften, mit der Strahlentrone auf dem Haupte erschienen sei, sondern die er in der stillen Schönheit der Natur und in den sanftesten Regungen des Gemütes gesucht habe, um in stummer Inbrunst den Saum ihres Gewandes zu küssen. Mit allerliebstem Humor weiß er die Natur zu beseelen. Da wird denn der Maienitag personifiziert, der den ganzen Himmel voll singender Lerchen hängt, alle Büsche mit lustigen Musikanten besetzt und den Frühlingswind schickt, daß er über die grünen Saatsfelder renne als ein Läufer, während jungbelaubte und blühende Bäume am Wege stehen und die glücklichen Menschen mit ihren Zweigen grüßen. Ihm selbst und den Helden seiner Geschichten ist nichts holdere und wonniger, als dahinzuschlendern durch die Frühlingswelt, in's Blaue nach den Lerchen zu sehen und auf der Wiese nach den spielenden Schmetterlingen, am Bache zu sitzen und dem ruhelosen Glimmerspiele der Wellen zuzuschauen, im Walde zu liegen und dem Atemzuge der schlummernden Einsamkeit zu lauschen, den Strom hinabzufahren mit fröhlichen Gefellen und von alledem, wenn es das Herz erfüllt, selber ein Lied zu singen. Unter den Lebewesen der Natur sind es vor allem die Vögel, welche in alle seine Geschichten hineinzwitzchern, jubelnd oder schluchzend, und für die seine Menschen das ausgesprochenste, eingehendste Interesse haben; so vor allen Dingen der junge Naturforscher und der alte Landwirt in der meisterhaften Novelle „Odyssens“, die mit Recht — wie „Hanne Rüte“ — „eine Vogel- und Menschengeschichte“ genannt wird und von dem zartesten Hauche sinnigsten Naturgefühls durchweht ist. Eine echt Stifter'sche Figur ist der alte Garten- und Vogelfreund mit seinem „Panorama“ d. h. seiner von versteckten Gängen durchzogenen Hecke, in denen er das niedliche Treiben und Leben und Weben, alle die kleinen Liebhabereien und Gewohnheiten der Laubvögel, Grasmücken, Rotschwänze und Meisen und Finken mit liebevollster Andacht belauscht — „denn giebt es wohl etwas Poetischeres als ein Vogelneß, diese niedliche Kinderwiege in einen blühenden Strauch gebaut oder im dufenden Graze versteckt?“

Aber wie er mit tiefem Gemüt in wenigen Zeilen die sinnigste Naturstimmung in unserer Seele wachzurufen und Menschen- und Naturleben in sympathetische Beziehung zu setzen versteht, so sieht er auch das Treiben und Thun der Leute, seien sie hoch oder niedrig, gebildet oder

ungebildet, mit dem Auge des Herzens, des Humors an. So schrieb er mir unlängst: „Ich ging kürzlich bei Regen durch die Potsdamer Straße. Auf der Treppe eines Kellereingangs saß ein Schuster-Ghepaar, noch junge Leute mit ziemlich gewöhnlichen Gesichtern. Sie hatten zwei Blumentöpfe mit dürftigen Pflänzchen in den Regen gestellt und sahen nun mit wohlwollenden Blicken zu, wie sich diese kümmerlichen Gewächse erquickten. Ich glaube, wenn der große Realist von heutzutage dort vorbeigekommen wäre, er hätte nichts Hübsches dort gesehen. Er hätte die dumpfe Kellerluft gerochen, welche dort hervorkam, er hätte den breiten pechbeschmutzten Schusterdaumen gesehen und die im Grunde gemeinen Züge dieser Leute. Der kleine Strahl von Himmelslicht, der sie in diesem Augenblick verklärte, wäre ihm wohl entgangen. Und wenn sich ein blühender Rosenbusch über eine Pfütze neigt, so sieht er nur den Schlamm und das schmutzige Wasser, und es entgeht ihm, daß auch die Pfütze den schönen Strauch mit allen seinen Rosen wiederzuspiegeln vermag. Die Leute haben schmutzige Augen“ — oder, fügen wir hinzu, sie haben keinen Humor! —

Keine schweren Konflikte und psychologischen Probleme, aber auch nichts Forciertes begegnet uns in den Seidel'schen Geschichten, sondern alles ist schlicht, gesund, froh, glücklich. Wie auf ebener Flut schaukelt der Kahn der Erzählung, dahingleitend in sanften Linien, und auf die krySTALLENE Fläche strahlt eine freundlich blickende Sonne nieder. Alles ist in den glücklichen Sonnenschein des Humors getaucht. Sinnige, träumerische, phantasievolle Naturen treten uns entgegen. Menschen, unter denen uns wohl wird; holdes Glück wird meistentheils ohne große Seelenkämpfe errungen; den sinnig-heiteren Gestalten und den vortrefflich charakterisierten Sonderlingen und wunderbar phantastischen Käuzen ist eine idyllische, dem raffinierten Kulturleben abgewandte Stimmung eigen. Es sind meist gar bescheidene Seelen. Seidel sagt einmal: „Es ist so seltsam, wie wir alle dem Glücke nachjagen und wie es doch so wenige daseinsfrohe Naturen giebt, die es zu erfassen wissen, wenn es sich darbietet. Uns sitzen Phantasiegebilde im Kopfe, und wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach, und derweil wir den gaukelnden Schmetterlingen unserer Einbildungskraft nachstreben, deren bunten Staub die rauhe Hand der Wirklichkeit von den Flügeln streift, wenn wir sie erhaschen, blüht die Wunderblume unbeachtet am Wege und



duftet vergebens“. Die Seidel'schen Gestalten nun sind fast durchweg daseinsfrohe Naturen, welche die Wunderblume des Glückes finden, sie brechen und sich an ihrem Duft erfreuen; es sind Menschen, „mit dem Talent zum Glück, wie es in dieser habgierigen Zeit so selten ist“. Kaum erfährt man, was sie sind, wovon sie leben; meistens haben sie freilich — wie in den „Vorstadtgeschichten“ — ein kleines, nettes Vermögen, guten, gesunden Appetit, gute, gesunde Lebensanschauung und frohsinnigen Humor.

Meist sind es Gelehrte oder Künstler ohne Namen, ohne Berufsthätigkeit, aber auch so erblüht ihnen die Rose des Glückes, wie dem Helden im „Rosenkönig“. Wie harmlos und liebenswürdig sich da alles entwickelt! Die erste Bekanntschaft, der immer engere Verkehr, der nagende Zweifel und endlich die glückliche Lösung! Und eine wie prächtige Lustspielfigur ist der Herr Grund, dieser neugierige geschwägige Stadtphilosoph und Weltverbesserer! Nahe verwandt mit dem Herrn Walter in dieser Novelle, dem die an seinem Fenster nickende Rose den Weg zu seinem Glück weist, sind die Helden der anmutigen Skizzen „das alte Haus“ und „das Atelier“. Ein Einsiedler, ein Träumer entdeckt plötzlich ein reizendes Mädchen und weiß es zu finden und zu erobern; der eine reißt nach flüchtiger Bekanntschaft dem entfliehenden Vögelchen nach und fängt es, und der andere zeichnet und malt sich in das Herz des Backfischchens hinein und weiß den sentimentalischen Nebenbuhler, einen höchst komisch geschilderten Dichterling, glänzend aus dem Felde zu schlagen. Nur „Daniel Siebenstern“ bleibt einsam in seinem alten Hause und in seinem wunderbaren Mausoleum, das er sich schon bei Lebzeiten hat herrichten lassen. Er bildet so einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem „guten alten Onkel“, dessen rührende Thätigkeit für alle seine Nissen und Nichten etwas Herzbewegendes hat, wie die drolligste der „Vorstadtgeschichten“, die Humoreske „der Gartendieb“, geradezu zwerchfellerschütternd wirkt mit der prächtigen Figur des Gärtners Bohmhamel.

Während in den folgenden Novellencyklen „Jorinde“ und „Eva“ an Storms „Zinnensee“ mit ihrem zarten Dufte der Resignationspoesie erinnern und so den Humor mehr von seiner tragischen Seite darstellen, nimmt sich Herr Konrad Dannenberg das Schicksal der Einsamkeit nicht so sehr zu Herzen, trotzdem ihm einstmal „drei Rosen an einem

Zweige“ blühten, von denen er nur wählen zu können wähnte: drei holde Schwestern! Es ist von köstlichster Wirkung, wie in dem Junggesellenherzen, das inmitten der urwüchsigem ländlichen Umgebung wieder jung wird, die Wünsche keimen, blühen und, ohne sonderliche Tragik, welken — wie die Rosen, und wie er endlich als einzigen Lohn die Blume der Entfagung von den Lippen der jüngsten pflückt, für die er sich schließlich entschieden hat, und mit einem — Recepte von „Krammetsvögeln à la Oberstlieutenant“ zu seiner ehrbaren alten Schaffnerin zurückkehrt. Eine treffliche Figur ist auch sein Freund, der Gutsherr, mit seinen kernigen norddeutschen Redensarten. Volle Sonne glücklichen Humors lacht über den Skizzen ländlichen Lebens und ländlichen Glückes, „die goldene Zeit“, „Dornröschen“, „die Schleppe“. Da wachsen neben gutem Weizen dem Gutsherrn auch liebliche Töchter heran, die, nach geringen Irrungen, gar anmutig unter die Haube gebracht werden. Und wem in der Novelle „Rotkehlchen“ nicht das Herz aufgeht vor Mitfreude mit dem biedern Herrn Duseband, der hat selbst keinen Humor nach dem Geiste Reuters.

Eine besondere Fertigkeit entfaltet unser Humorist in der Kunst, seine jungen Leutchen in späßige, verlockende Lagen zu versetzen; entweder sie verirren sich wie Jorinde und Christian im Walde, auf dem schönen Weidenstamme verliebte Thorheit treibend, oder wie Eduard und Helene auf dem Eise im Schneegeästöber („Eine Weihnachtsgeschichte“) oder wie Herr Wedekind und die liebreizende Försterschwester, die sich bei plötzlich hereinbrechendem Gewitter am Strande in eine Felsgrotte flüchten müssen: „und bald saßen die beiden jungen Menschenkinder dicht aneinander gedrängt in dem dämmerigen Raume wie in einem Vogelnefte, während draußen Himmel und See ineinander tobten und der Regen stromweise herniederrauschte“. Eine prächtige Gelegenheit, sich der Geliebten zu eröffnen, findet Herr Holding („die Schleppe“), indem er ihr beim Orgelspiel ihres Vaters die Bälge treten hilft: anfangs steigen sie schweigend an einander auf und nieder, endlich findet er das rechte Wort, sie drücken sich verstohlen, in seligem Einverständnis, die Hand, und als der alte Prediger, wie plötzlich zu seinem Schrecken der Ton der Orgel abbricht, herbeieilt, — was fand er da? „Zwei junge Menschenherzen, welche die Welt vergessen hatten und sich in den Armen lagen und sich nicht oft genug sagen konnten, wie lieb sie sich hätten“.

Ein anderes Kunstmittel, die Liebenden zu entflammen, besteht darin, daß der Jüngling die Holde im Falle auffängt, wie in der allerliebsten Szene in „Eva“, wo Leonhard die auf einer Leiter ihm Erdbeeren Emporreichende und Schwankende auffängt, oder im „Rottehlchen“, wo Wendula beim Absteigen vom Stuhle an Herrn Dufedam herniederfällt. Doch das drolligste Bild hat Seidel dem alten Homer nachgezeichnet im „Odysseus“, wo der jugendliche Held beim Bade aller seiner Habseligkeiten und Kleidungsgegenstände beraubt wird und nun dem holden Gutsfräulein, wie Odysseus der Nausikaa, aus dem Busche sich verständig machen und um Hilfe bitten muß.

In der Galerie der sonderbaren Käuze, denen Seidel einige höchst komische Studien gewidmet hat, nimmt Herr Eugen Kniller einen hervorragenden Platz ein als ein Erzknicker von der bodenlosesten Selbstsucht und dürresten Lieblosigkeit; ihm reiht sich würdig Emil Kautenfranz an, der schon in der Jugend den Pfad des „Musterknaben und des Genies“ wandeln mußte, so daß schließlich „die Wade der Gelehrsamkeit sein ganzes bißchen Grips ganz verzehrte und nur noch etwas Wurmmehl in seiner verödeten Hirnschale zu finden war“. Nicht minder, menschlich genommen, unerfreulich, aber durch siegreichen Humor verklärt ist unter andern Hans Hinderlich, der Erzlägner, der stets neue Vorwände für Urlaub findet; gruselig ist der „Leichenmaler“ mit seinem schauerlichen Totenatelier und seinen noch schauerlicheren Gebilden: hier wie in „Professor Muckersturm's Lebensretter“ und in der „Nebeldroschke“ spukt der Geist des seligen G. Th. A. Hoffmann. — Die prächtigste Figur aber unter den Seidel'schen Sonderlingen, Jean Paul'schen und Reuter'schen Humor in sich harmonisch vereineud, ist Leberecht Hühnchen, „eine Seele von Mensch“, wie wir Norddeutschen zu sagen pflegen, ein goldiges Gemüt mit einer Genügsamkeit und Zufriedenheit, die auch in den engsten Verhältnissen sich glänzend behauptet und aus dem bescheidensten Vergnügen den höchsten Genuß zieht, mit einem geradezu einzigartigen Talent zum Glück, d. h. zu jenem innern Gleichgewichte, das allein auf eigene Herzensgüte sich gründet, mit jener Gabe einer holden See, aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Honig zu saugen. Ein genußreiches, ja lukullisches Mahl weiß er schon als junger Student mit wenigen Pfennigen zu bereiten, weil sein famoser Humor und sein treffliches Herz die hauptsächlichste Würze bilden;

und als der Erzähler ihn nach Jahren in einer bescheidenen Stellung wiederfindet, da leuchtet ihm aus den treuen Augen wieder der alte unverwüsthche Sonnenschein entgegen, und dieser durchleuchtet das ganze Haus der Familie Hühnchen. Wie prächtig schildert der Bescheidene selbst das Eheglück, das seit der Trennung von dem Freunde ihm geworden ist, und sein hohes Entzücken, als ihm ein Junge geboren wurde: in der Nebenstube führte er einen Indianertanz auf Socken auf, übrigens ein Hauptspott vor Glück außer sich geratender Seidel'scher Figuren! Es wird dem Leser warm um's Herz bei diesen braven Menschen — „denn wer das Glück in sich trägt in still zufriedener Brust, der wandelt sonnigen Herzens dahin durch die Welt, und der goldene Schimmer verlockt ihn nicht, dem die anderen gierig nachjagen, denn das Köstlichste nennt er bereits sein eigen.“ Unübertrefflich sind die prächtigen Schilderungen der „Weinlese bei Leberecht Hühnchen“, des „Weihnachtsfestes bei Leberecht Hühnchen“ und der „Landpartie mit Leberecht Hühnchen“; typisch und voll echter Komik sind auch die Nebenfiguren, der alte Major, der bei allen Geschichten „die Pointe“ ver-gessen hat — „ja!“, und das alte Fräulein mit der glanzvollen Ver-gangenheit und der heimlichen Neigung zu geistigen Getränken. Und als im vergangenen Jahre der achte Band der Gesammelten Schriften des trefflichen Humoristen erschien, da werden die zahlreichen Freunde jener poetischen Figur, die allein schon dem Dichter einen Ehrenplatz in der Litteratur des Humors sichert, mit Freuden das frohe Ereignis be-grüßt haben, welches sich in die vier folgenschweren Worte zusammen-fassen läßt: Leberecht Hühnchen ward Großvater. Das Büchlein, das diese erfreuliche Botschaft in die Welt sendet, hat das Motto:

Aus Haß und Haber, Tageslärm und Mühn  
Komm mit mir, wo die stillen Blumen blühen!

Und in der That zu den stillen, im Verborgenen blühenden, aber in sich vollzufriedenen Menschenblumen gehört das Prachtexemplar seiner Gattung, der personifizierte Humor, Leberecht Hühnchen. Während Bräsig Aller-weltsonkel ist und sein liebeüberströmendes Herz schon seit seinen Jünglings-jahren, wo ihm „drei Brauten“ blühten, zersplitterte, ist Papa Hühnchen so ein rechtes Familienoberhaupt, das im engsten Kreise des Hauses wirkt, sich mit jenem bescheidet und das Herrlichste und Wunderbarste leistet. Der freundliche Erzähler hat in der Tochter Hühnchens, einem

Wesen voll jener selig in sich selbst schwimmenden Unschuld, sein Lebensglück gefunden und schildert uns nun zunächst die Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens auf das letzte Hühnchen-Buch etwas näher einzugehen, denn hier blüht wirklich die Blume Humor in zartester duftigster Blüte.

Also, zunächst wird uns die Wohnung für das junge Paar und die Zurüstung zur Aussteuer höchst ergötzlich geschildert, vor allem aber die Wohnung Hühnchen's selbst, die in den kleinsten Raumverhältnissen doch der Sitz des reinsten Familienglücks ist, denn alle Verdrießlichkeiten und Beschränkungen empfindet er in seinem göttlichen Frohmut nicht, „denn einem Glückseligen wie mir“, sagt er, „müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ In dem Miniaturgärtchen ist jeder Raum ausgenutzt und mit dem feinsten Samen aus Erfurt versehen, so daß in diesem Winkelchen die „große, runde, gelbe, feinschmeckende Zittauer Riesenzwiebel“ und in jenem die „frühe, große, lange, extrabreite, weiße Schlachtschwertbohne“ gedeiht; und an anderer Stelle ist angefaet, wie der glückliche Besitzer seinem Freunde vom Lande, Herrn Nebendahl, berichtet, „der Riesen-Melonen-Zentner-Kürbis, der gegen hundert Kilogramm — denke nur zwei Zentner — schwer wird. Ich muß gestehen, vor diesem Gemüse habe ich einige Angst. Ich fürchte, es wird zu geräumig ausfallen für unseren Garten und eine erdrückende Wirkung ausüben. Herr Nebendahl erwiderte: „Ne, Leberecht, nu hör uf. Wenn das so weiter geht, dann werd' ich krank, das kann kein Deibel aushalten. Du bist der putzigste Kerl, der mir mein Lebtag vorgekommen is.“ Aber dem biedereren Landwirt stehen noch andere Überraschungen bevor. Kaum biegt er um die Ecke, erblickt ihn der Rabe Hoppdiquar: — „Da ist der Graf!“ — „Ein rätselhafter Vogel“, sagt jener. „Quatschkopp!“ rief Hoppdiquar. „Ne, so was!“ flüstert Herr Nebendahl und geht ganz bedrückt mit Hühnchen wieder in das Haus zurück. — Höchst amüßant verläuft der Polterabend: dem „pointenlosen“ Major erzählt ein witziger Gast die schöne, pointenlose Geschichte von der Peitsche, bei deren Schluß allgemeines Gelächter entsteht, das nur der Herr Major nicht versteht, sondern verdutzt sieht er den Erzähler an und fragt: „Aus?“, — „Jawohl, ganz aus.“ — „So, so, aber da muß ich offen gestehen, die Pointe dieser Geschichte ist mir entgangen . . . vollständig entgangen — ja!“ Er wird dann durch die

Geschichte von der Wanze entschädigt, an deren barockem Humor der Leser nicht minder wie Hühnchen seine Freude hat. — Köstlich sind die Toaste bei dem Hochzeitsdiner; der Major preist sich glücklich, in das Haus Hühnchen Eingang gefunden zu haben — „hier lernte ich meine jetzige hochverehrte Gattin kennen“ — wieder fiel ein Strahl der Abendsonne (d. h. seiner Gattin mit der vornehmen Vergangenheit) auf die Burg-ruine — „ja, ohne das Haus Hühnchen wären meine sinkenden Tage wohl niemals von der Sonne ehelichen Glückes vergoldet worden“ u. s. f. . . Die Hochzeitsreise hat — Tegel zum Ziel, und das Häuschen, wo die Glücklichen eintreten, heißt „die fröhliche Flunder“. Mit dem ganzen Zauber der Poesie und der landschaftlichen Stimmungsmalerei weiß der Humorist diesen Wonnemond der jungen Ehe auszumalen. Selbst ein Teil der unermesslichen Frühlingswonne, welche die Erde füllt, geben sich die Liebenden ganz der Seligkeit hin, welche in ihrem Herzen und draußen in der Natur blüht und glüht. Ob es nun am Morgen ist, während die goldenen Schmetterlinge um sie spielen und die Vögel jubilieren und die frische Luft von Sonnenschein und würzigen Duft der jungen Blumen und Kräuter erfüllt und lauter Sang und Klang ist, oder am Abend, wenn der Mond hoch in's Blau gestiegen ist und durch die finsternen Kiefernstämme der See wie glattes Silber schimmert und traumhaft verloren die Insel Hasselwerder und die gegenüberliegenden Waldufer in weißlichem Dunste, in feierlicher Stille daliegen.

Ein Gegenstück zu Leberecht Hühnchen ist Herr Dr. Havelmüller, der in Tegel ein Besitztum, „Neugarten“ benamset, von 1300 Quadratmetern Umfang erworben hat, aber sich reicher und glücklicher wie ein König dünkt. Ganz allerliebste ist auch diese Idylle, welche auch wieder glänzend beweist, wie der echte Humor auch das Kleine, Unscheinbare mit dem Dunste der Poesie und der Sympathie umkleidet. Herr Dr. Havelmüller stellt mit rührendem Eifer die geologischen Verhältnisse, die Fauna und die Flora seines Besitztums fest und bekennt: „Ja, vertieft man sich in's Einzelne, da sieht man erst, wie unererschöpflich reich die Natur ist.“ Biegt ein Sperber um seine Kiefernecke, so notiert er: *Astur nisus*, festgestellt am 30. Mai Abends 6 Uhr 7 Min. Zahlreiche „Mieter“, kennt sein Revier: auf Kiefer 31 wohnt vier Treppen hoch Familie Buchfink u. s. f. Als das Pärchen nach Berlin zurückkehrt, hat Hühnchen sein Häuschen in Steglitz, diese Stätte des schönsten

Glückes, doch endlich, dem Drängen jenes Mannes „mit den drei Unterkleinen und dem Auster-Begräbnisplatz“ nachgebend, verkauft, „denn ich bin nicht reich genug, um auf Gold wandeln zu können.“ —

Das siebente Kapitel ist überschrieben: „Es kommt Besuch.“ Dieser Besuch stellt sich dar als ein höchst sonderbarer kleiner Herr mit mangelhaftem Haarwuchs und einem ältlichen, verdrießlichen Gesicht, das so rot war wie eine Schlackwurst. Und Hühnchen ist Großvater geworden. Der kleine Herr ist sein erstgeborener Enkel, über dessen Erscheinen er trotz seiner hohen Würde, zu der er durch ihn emporgestiegen ist, nicht umhin kann, einen Indianertanz loszulassen, so daß Herr Dr. Ramann, der drei Treppen höher wohnt, am 28. Aug. Nachm. 4 Uhr 25 Min. die Spuren eines leichten Erdbebens als Bestätigung der kritischen Tage nach der Falb'schen Theorie notiert. Der Enkel heißt natürlich Wolfgang. Und als sich ihm kleine Geschwister zugesellen, ist natürlich Großvater Hühnchen unerschöpflich in Kinderspielen; er ist alles, was die kleine Gesellschaft nur will: ein Elefant, ein Pferdebahnwagen, ein Kamel, eine Dampfmaschine, ein Hottehühnpferd, ja sogar scheußliche Lindwürmer darzustellen, giebt er sich her.

Aber auch in dieses friedfertig idyllische Familienleben fallen neben eitel Sonnenschein auch tiefe Schatten. Das „Sonnenskind“, der Liebling ihres Großvaters, das selbst der böse Kettenhund auf Onkel Nebendahls Pachtgut liebgewinnt, wird vom unerbittlichen Schicksal hinweggenommen. Tiefste Töne des Schmerzes weiß hier der gemütvolle Dichter anzuschlagen, wie sein großer Landsmann Keuter beim Anfang der „Stromtid“. Nur mit tiefer Nührung kann man die Blätter lesen. Selbst Hühnchen verliert allen Lebensmut und seufzt: „Nun bin ich kein Glücksvogel mehr . . . Dies Kind war die schönste Wunderblume, die am Wege meines Lebens geblüht hat . . .“

Doch der unverwüßliche Sonnenschein seines Innern kommt wieder zum Durchbruch in dem neuen Hause, das er sich nach allen seinen Neigungen baut und in das er auch die Familie seiner Frieda mit aufnehmen kann. Und welche tiefinnerliche Freude zieht wieder in die Brust des Alten ein, als „ein kleines Mädchen, gesund, schön und kräftig“, in dem neuen Heim geboren wird. „Wir tanzen beide nicht mehr“, jagte er, „das ist vorbei, aber wir freuen uns still und herzlich.“ —

So klingt das Hühnchen=Jdyll harmonisch aus, ein Jdyll voll Glück, voll Laune, ein sinniges Stillleben guter, harmloser, friedfertiger Menschenkinder, entworfen von einem echten Dichter, der ein goldiges Gemüt, einen sonnigen Humor besitzt.

Wir sehen also: der Grundzug des deutschen Humors ist ein idyllischer. Und was ist der Reiz des Jdylls? Es ist die Darstellung „des Vollglückes in der Beschränkung“, welche nicht möglich ist ohne die Tiefe des Gemüts. Und so lange der Humor eines Keuter und eines Seidel, diese souveräne Heiterkeit eines starken Geistes und eines tiefempfindenden Herzens, der Vertreter in unserer Pitteratur nicht ermangelt, wird es gut um die letztere stehen. Möchten die Tage fern bleiben, wo nur finstere Schatten den Grundton der Dichtung bilden, wo das Leben nur in seinen häßlichen und niedrigen Erscheinungsformen, grau in grau gemalt, uns entgegentritt und die Sonne des Humors nicht mehr leuchtet! Diese Nacht wird über unsere Pitteratur nur hereinbrechen, wenn das deutsche Volk sein Bestes verlieren sollte: sein unergründlich tiefes, Daseinsfreude und Sterbenswehmut in sich vereinendes und zur Harmonie läuterndes Gemüt.



## Anhang.

Sie wünschen für Ihr neuestes Heft eine kleine Skizze über meinen Lebensgang, meine Individualität und meine schriftstellerischen Absichten. In einem früheren Jahrgange des „Daheim“ habe ich in einem Artikel, der durch drei Nummern geht und sich „Von Perlin nach Berlin“ betitelt, mein einfaches Leben ausführlicher beschrieben und will mich deshalb hier darüber kurz fassen. Ich wurde geboren als der älteste Sohn des Predigers Heinrich Alexander Seidel zu Perlin, einem Kirchdorfe in Mecklenburg-Schwerin, am 25. Juni 1842. Ob ich deshalb für diesen Monat, in dem auch meine Mutter und meine Frau geboren worden sind, eine so große Vorliebe hege, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß ich ihn für den schönsten des Jahres und mein ihm gewidmetes Gedicht „Rosenzeit“ für mein bestes Lied halte. In diesem Monat blüht die wilde Rose, meine Lieblingsblume, reift die Erdbeere, meine Lieblingsfrucht, und ist der Krebs nicht übel, ein Thier, das ich ebenfalls sehr schätze. Diese drei guten rothen Dinge fehlen darum niemals bei meinem Geburtstage.

Von meiner ersten Kindheit ist nur zu sagen, daß ich bis zu dem Ende meines dritten Jahres mit meinen Eltern ausschließlich plattdeutsch sprach, eine Methode, die in Mecklenburg häufig angewendet wird, um die Kinder vor dem unglaublichen Hochdeutsch der Dienstboten, davon ich im „Leberecht Hühnchen als Großvater“ eine Probe gegeben habe, zu bewahren. Ich lernte früh lesen und verschlang sehr bald alle Bücher, die ich bekommen und nur irgend bewältigen konnte. Außerdem wurde meine Phantasie sehr angeregt durch die einzige unverheirathete Schwester meines Vaters, die bei ihrer Mutter in der benachbarten Stadt Wittenburg lebte, jedoch häufig zu Besuch nach Perlin kam oder mich auf längere Zeit in dem kleinen Städtchen bei sich sah. Das merkwürdige Phantasielieben, das wir mit einander führten, habe

ich in der Erzählung „der schwarze See“ (Sonderbare Geschichten) getreulich dargestellt. Wenn ich später so ein Stück von einem Poeten geworden bin, so habe ich die Meinung, daß in meiner einsam und träumerisch verbrachten Kindheit auf dem Lande dazu die ersten Keime gelegt worden sind. Einige Eindrücke aus dieser Kinderzeit habe ich in der Erzählung „Dorinde“, dem Märchen „die grüne Eidechse“ (Wintermärchen) und den Gedichten „Aus der Kindheit“ (Glockenspiel) wiederzugeben versucht.

Als ich neun Jahre alt war, wurde mein Vater als erster Prediger an die Nikolaikirche in Schwerin berufen, und nun trat ich in eine andere Welt, die meinem träumerischen und einjiedlerischen Wesen minder günstig war und auf die Dauer nicht ohne Einfluß auf mich bleiben konnte. Ich muß aus den Beinamen „Trömer“ und „Slapmütz“, die meine damaligen Mitschüler mir ertheilten, schließen, daß solches Wesen in mir zu Anfang ziemlich stark ausgeprägt gewesen ist. Später jedoch gehörte ich zu den wildesten und wenn das Spiel „Jäger und Hund“ oder „Hirsch und Has“, wie wir es nannten, zu Ende ging, hieß es fast regelmäßig: „Nu will'n wi man wedder von vör anfangen, nu is blos Seidel noch na, den'n kriegt wi doch nich“.

Mit elf Jahren kam ich auf das Gymnasium, und von der nun folgenden Zeit ist nicht viel Rühmliches zu sagen, denn ich bildete mich dort zu einem der schlechtesten Schüler aus, die es befehen hat. Besonders in den alten Sprachen und im Französischen waren meine Leistungen gleich Null, während ich mich auszeichnete in Fächern, denen man nicht die geringste Bedeutung beilegte, zum Beispiel im Deutschen, der Mathematik, Geographie und ganz besonders im Turnen, wo ich mir vier Jahre hintereinander beim Schauturnen am 18. Oktober den zweiten Preis eroberte. Deshalb brauchte ich sehr lange Zeit, um bis Tertia vorzurücken, und meine ganze Knabenzeit stand unter dem Schatten des ermunternden Wortes: „At em ward' nix!“ Der alte Doktor Schiller brauchte mit Vorliebe von mir seine beiden Lieblingsredensarten: „der Jung' muß auf's Schiff, muß was mit 'n Buttend' (Tauende) haben!“ oder: „Mein Jung' du mußt Grobschmied werden!“ Na, so was ähnliches bin ich ja auch geworden. Beim Zurückgeben der Aufsätze dagegen sagte er wohl: „Ja der Seidel! Ist sonst so'n schlechter Schüler, aber Deutsch kann der Jung'! Hab'm wieder 2a geben müssen! Ich weiß nicht, wo der Jung' das her hat“. Später

in Tertia pflegte der alte Prorektor Reiz, wenn ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle als ein vollständig Unpräparierter vor ihm saß, mit milder Stimme zu fragen: „Seidel, wann gehen Sie ab?“ Die ganze Klasse brummte dann im Chor: „Noch lange nicht, noch lange nicht!“ Dann sagte der Alte mit einem Ausdrucke sanfter Trauer: „Das ist schade!“ Dieser liebliche Scherz wiederholte sich recht häufig. In der Einleitung zu „Hans Beinharts Abenteuer“ (die goldne Zeit) wird man ein Stück dieses Knabenlebens wiederfinden.

Meine Thätigkeit lag auf einem anderen Gebiete als auf dem der Schule. Die herrliche Umgegend von Schwerin mit ihrer schönen Abwechslung von Wasser, Wald und Hügeln gab treffliche Gelegenheit zu ausgedehnten Streifereien, und eine angeborene Neigung zur Natur konnte dort reichliche Nahrung finden. Ich sammelte Schmetterlinge, Eier, Steine und Muscheln und lernte die Stimmen und die Nester der Vögel kennen. Natürlich las ich auch jetzt Alles, was ich bekommen konnte. In meinem vierzehnten Jahre gab mir mein Vater Walthers Scott in die Hände und ich las seine sämtlichen Romane hintereinander weg. Seltener Weise gefielen mir am besten die beiden in der damaligen Gegenwart spielenden „der Alterthümer“ und der „St. Nonansbrunnen“. Für den historischen Roman hatte ich überhaupt niemals Sinn und so machte auch Hauffs „Lichtenstein“ mit seinen sauber lakirten Theaterpuppen damals schon keinen Eindruck auf mich, während mich seine Novellen entzückten und ich seine Märchen noch heute mit dem höchsten Vergnügen lese. Ich erinnere mich ferner mit einer gewissen neidischen Sehnsucht des unvergleichlichen Entzückens, das mir damals in meinem vierzehnten Jahre die verbotene Lektüre von Bulwers „Nacht und Morgen“ gewährte, welchen Roman ich in einem abgelegenen Gartenzimmer gleich zweimal hinter einander durchpflügte. Ob ich das Buch jetzt noch zu lesen vermöchte, ist mir zweifelhaft. Vorher schon hatte ich den Cooper erledigt. Dann folgten später Gil Blas, Don Quixote, G. F. A. Hoffmann, Heine und Uhland als Lieblinge. Auf dem Pachtgute meiner Großmutter von mütterlicher Seite, wo wir die Sommerferien zubrachten, fand ich in der kleinen Bibliothek einer Tante Andersen's sämtliche Werke, die jedes Jahr gewissenhaft einmal durchgeackert wurden, und viele Jahrgänge des alten bekannten „Pfennigmagazins“. Viele Stunden lang konnte ich in diesen Bänden die

Holzschnittnachbildungen Hogarth'scher Kupferstiche betrachten, bis ich sie auswendig wußte.

In Quarta und Tertia schrieb ich, so zu sagen, den „Kladderadatsch“ der Schule und fing sogar einmal an, ein geschriebenes Wochenblatt herauszugeben, das den Titel führte „Variatio delectat“. Es erlebte aber nur eine Nummer. Der jüngste Sohn des Direktors sammelte diese losen Blätter und hatte zuletzt einen großen Stapel davon. Sie sind später alle verloren gegangen.

Sodann ergriff mich eine große Begeisterung für Physik und Chemie und ich experimentierte mit vielem Eifer, soweit meine schwachen Geldmittel es zuließen, baute mir allerlei Apparate und verstärkte das Haus zuweilen auf eine schauerhafte Art.

Nun aber kam die Zeit, daß ich mich für einen Beruf entscheiden mußte, denn daß es auf dem Gymnasium so nicht weiter gehen konnte, lag auf der Hand. Als es bekannt wurde, daß ich, nachdem ich ein Jahr in Tertia gegessen hatte, abgehen wollte, begegnete mir wer weiß wie oft die Frage: „Gehst Du nu bi dei Stüer oder bi dei Post?“ Denn das war in solchem Falle das Gewöhnliche. Außerdem konnte man noch Kaufmann, Landmann oder Seemann werden. Wenn ich dann antwortete: „Jek ward' Maschinenbuger“, so erregte das stets große Verwunderung, denn das war damals ein in Mecklenburg, das keine nennenswerthe Industrie besaß, noch ganz ungebräuchliches Fach. Aber ich glaube, darum gerade gefiel es mir.

Nach meinem Abgange von der Schule arbeitete ich ein Jahr in der Lokomotivreparatur-Werkstätte in Schwerin als Lehrling, nahm dann noch ein halbes Jahr lang Privatstunden in der Mathematik und ging im Herbst des Jahres 1860 nach Hannover auf das Polytechnikum. Hier begann sofort ein sehr lustiges Studentenleben und ich gehörte als Mitstifter der Landsmannschaft „Obotritia“ in der Eigenschaft eines Fuchsmajors an. In Hannover blieb ich bis Ostern 1861. Unterdeß war mein Vater gestorben und im Familienrath wurde beschlossen, mich wieder in einer Fabrik unterzubringen. So machte ich den Sprung vom freien Burschen zum Fabrikarbeiter, der Morgens um sechs Uhr schon am Schraubstock stehen muß. In der Fabrik für landwirthschaftliche Maschinen und Mühlenbau von Kähler in Güstrow blieb ich zwei Jahre und brachte es so weit, mir mit meiner Hände Arbeit drei Thaler in

der Woche zu verdienen, ein Umstand, der mir noch heute Freude macht. Dann trat ich in das Konstruktionsbureau der an demselben Orte befindlichen Fabrik von Brockelmann ein, dem ich zwei und ein halbes Jahr angehörte. Hier schrieb ich zu einer Zeit, da auf dem Bureau einmal wenig zu thun war, mein erstes Märchen in die leeren Räume eines fast gefüllten Notizbuches. Dies Märchen wurde gedruckt im Jahre 1864 in den in Hamburg erscheinenden „Jahreszeiten“, die bereits einige Gedichte von mir gebracht hatten. Das vergilbte alte löschpapierne Blatt besitze ich noch und wenn ich es heute betrachte, so erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut des unbeschreiblichen Wonnegefühls, das diese bedruckten Seiten einst in mir erzeugt haben, als ich sie zum ersten Male erblickte.

In Güstrow beschäftigte ich mich außer meinen Berufsarbeiten sehr eifrig mit der Turnerei, die damals überall in Deutschland in höchster Blüthe stand, war auch eine Zeitlang Turnwart des dortigen großen Vereins und zeichnete mich besonders im Springen aus. Darin habe ich, solange ich das Turnen betrieb, nie einen Gegner gefunden und unter dem Namen „Springer Seidel“ war ich fast im ganzen Lande bekannt. Doch ein mehrfach wiederholter Blutsturz im Jahre 1865 machte diesen Uebungen ein Ende und zwang mich auf sechs Wochen nach Görbersdorf zu gehen, woselbst ich am Schluß meiner Kur dem Doktor das Spirometer aus dem Wasser pustete, weil dessen Glocke für den Inhalt meiner Lunge nicht groß genug war.

Im Herbst 1866 ging ich nach Berlin auf die Gewerbeakademie und bin in dieser Stadt seitdem geblieben. Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes lernte ich dort meinen Landsmann, den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers kennen, der mich in den litterarischen Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“ einführte und auch sonst von großem Einfluß auf mich war.

Im Herbst 1868 trat ich in das technische Bureau der Wöhlert'schen Fabrik ein, wo ich hauptsächlich im Lokomotivbau thätig war und anderthalb Jahre verblieb. Von dort ging ich an das Neubaubureau der Potsdamer Bahn, und als diese vollendet war, an das der Anhalter Bahn über. Ich hatte das Glück mit neuen und großen Arbeiten betraut zu werden, z. B. mit der Konstruktion der hydraulischen Lokomotiv-Schiebebühne in der Berlin-Potsdamer Bahnhofshalle, wofür es kein Vorbild gab, und des

eisernen Hallendaches auf dem Anhalter Bahnhofe, das mit seiner Spannweite von  $62\frac{1}{2}$  Metern damals die größte Anlage dieser Art auf dem Kontinent war. Privatim machte ich einen Entwurf für die Anlage der hydraulischen Aufzüge auf den Bahnhöfen der Stadtbahn.

Unterdeß waren bis zum Jahre 1880, wo diese Arbeiten zu Ende gingen, drei Bändchen, die Geschichten, zwei, die Gedichte, und zwei, die Märchen enthielten, erschienen, ohne daß eins von ihnen wesentliche Beachtung gefunden hätte. Und doch war, obwohl ich in meinen Berufsarbeiten glücklich und erfolgreich gewesen war, mein Herz immer nur bei meiner poetischen Thätigkeit gewesen. Deshalb entschloß ich mich in dem genannten Jahre, mich ganz litterarischer Arbeit zu widmen, da eine sehr große Anzahl von dichterischen Plänen nur der Muße für ihre Ausführung harzte. Vom Jahre 1882 ab gingen meine Schriften allmählich in den Verlag von A. G. Liebeskind über, der, als ich ihm das Manuskript zu „Leberecht Hühnchen, Jorinde u. a. Gesch.“ anbot, mir mit wahrer Begeisterung entgegenkam, aber noch sechs Jahre warten mußte, bis von dem guten Dreibrezeljahre 1888 ab, ein wirklicher und steigender Erfolg sichtbar ward. Jetzt, da ich dieses schreibe, darf ich wohl sagen, daß mir in allen Gegenden Deutschlands und Amerikas viele Tausende von guten Freunden wohnen, und das ist ein Bewußtsein, das mich für ein langes und geduldiges Ausharren reichlich entschädigt.

Nachtragen will ich noch, daß ich mich im Jahre 1875 mit Agnes Becker, der Tochter eines hamburgers Kaufmannes, verheirathete und drei Söhne Heinrich, Werner und Helmuth besitze. Der Jüngste heißt nach seinem Pather Moltke so, den mein Urgroßvater getauft hat.

Was nun meine schriftstellerischen Absichten betrifft, so wird es mir schwer darüber etwas zu sagen, denn ich habe eigentlich gar keine. Wenigstens keine andern, als das, was mich freut und mein Herz bewegt, künstlerisch aus mir herauszugestalten. Jede sogenannte Tendenz war mir von jeher ein Greuel. Meine Erzählungen sind zum Theil entstanden aus Träumereien, so die erste Geschichte, die ich schrieb: „der Rosenkönig“, und die, die ich selbst für die beste halte: „Odysseus“. Was meine Helden erlebten, hätte ich selber gern erlebt, und da ich es nicht haben konnte, schrieb ich es mir, wie man beim Subtrahiren sagt: „Hab' ich keinen, borg' ich mir einen“.

Andere meiner Erzählungen entsprangen mehr der Beobachtung der Wirklichkeit und sind mosaikartig zusammengesetzt aus Gesehenem und Erlebtem untermischt mit eigener Erfindung. Zu dieser Gruppe gehören die Leberecht Hühnchen-Geschichten.

Ich habe mir mein Lebelang zugerufen: „Denke nicht an das Publikum, sondern schreibe ausschließlich, was Dir Vergnügen macht.“ Storm sagt so schön:

„Wenn der Pöbel aller Sorte  
Tanzet um die goldnen Rälber,  
Halte fest: du hast vom Leben  
Doch am Ende nur dich selber!“

Ich bin ein Kopparbeiter, und viele meiner Erzählungen habe ich fünfzehn Jahre und länger mit mir herumgetragen, bis sie endlich reif und fertig waren. So kommt es, daß immer eine ganze Anzahl von Geschichten in meinem Kopfe friedlich beisammen wohnen und langsam heranwachsen, bis sie mir durch die lange Bekanntschaft wie eigenes Erlebnis vorkommen. So spinne ich z. B. augenblicklich abwechselnd an mindestens 10 verschiedenen Kunteln. Das Aufschreiben macht mir wenig Vergnügen, besonders wenn die Arbeit von größerem Umfange ist. Im Geiste stand mir Alles viel schöner vor Augen, und da die eigentliche Schaffensarbeit gethan ist, so verläßt mich beim Niederschreiben niemals ein Gefühl der Unzulänglichkeit, und ich kann wohl sagen, meine besten Sachen sind unter Ekel und Abscheu auf's Papier gekommen. Als ich „Odysseus“ und „Leberecht Hühnchen als Großvater“ schrieb, war ich die ganze Zeit über unzufrieden und nicht glücklich. Denn ich sah ausschließlich nur den ungeheuren Abstand dessen, das auf's Papier kam, von dem, das mir im Geiste vorgezeichnet hatte. Erst nach langer Zeit, wenn ich die Wirkung auf andere sehe, kehrt ein wenig Freude an dem Hervorgebrachten bei mir ein.

Wie die Zukunft über meine Arbeiten urtheilen wird, und wohin sie mich stellen wird, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich niemals leichtfertig verfahren bin, daß ich stets die ganze mir zu Gebote stehende Kraft eingesetzt und mich bemüht habe, als ein echter Künstler zu bilden und zu gestalten. Wenn mir das nicht gelungen ist — am Wollen hat es nicht gefehlt.

Heinrich Seidel.

## Von Alfred Biese sind erschienen:

In demselben Verlage:

Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, I. 1882.

„Mit Recht schließt sich das auf gründlichem Studium der einschlägigen Litteratur und auf treffendem Urtheil beruhende Buch an den Entwicklungsgang der einzelnen Kulturepochen an . . . So wird durch den Nachweis, daß das moderne Naturgefühl bereits im Altertum vorbereitet war, die von so vielen vertretene entgegengesetzte Ansicht schlagend widerlegt.“

Deutsche Litteraturzeitung 25. Nov. 1882.

Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, II. 1884.

„Der Einblick in die Individualität (auch der Römer) ist höchstinteressant, zumal wenn der Verfasser durch gewandte Darstellung, geistvolle Beherrschung des Stoffes und sichere Methode die Untersuchung reizvoll zu machen versteht.“

Ebenda 31. Mai 1884.

Im Verlage von Veit & Comp., Leipzig 1888:

Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit.

Das Werk „zeigt in hohem Grade das Geschick der Konzentration auf die Hauptpunkte; es gelangen die typischen Vertreter der Zeitepochen so kräftig und deutlich zu Worte, daß sie lebendig zu uns zu sprechen scheinen, zugleich aber wird der Zusammenhang der verschiedenen Gestalten anschaulich herausgestellt und durch alle Mannigfaltigkeit eine große Bewegung aufgewiesen. Die Darstellung ist geschmackvoll und bewahrt bei aller Wärme für den Gegenstand stets das Maß; das Urtheil ist umsichtig und gerecht abwägend . . . Wir können nur wünschen, daß das Buch, das sich vortrefflich liest, in die weitesten Kreise Eingang finde und das vorhandene Interesse (für die Natur) noch mehr entwickle.“

Prof. Gudon, Münchener Allgem. Ztg. 5. Nov. 1887.

„Ein schönes, trefflich ausgestattetes Buch, welchem wir eine weite Verbreitung wünschen.“

Bl. f. litterar. Unterh. Nr. 10. 1888.

„Obwohl auf eingehende gelehrte Forschungen aufgebaut, wendet sich dieses Buch, welches ebenso sehr durch Reichthum des Inhalts wie durch geschmackvolle, klare Darstellung ausgezeichnet ist, an den weiteren Kreis der Gebildeten . . . Dem Leser wird in überaus fesselnder Darstellung eine reiche Fülle von Belehrung und Anregung geboten.“

Post 1888 Nr. 56.

Im Verlage von U. Haack, Berlin 1889:

Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik.

„Die“ (den Inhalt wiedergebenden) „Worte sind so wahr als wichtig . . . Biese geht den Weg, den schon Andere eingeschlagen haben, mit besonderer Entschiedenheit. Er bezeichnet deutlich eine der wichtigsten Aufgaben der Aesthetik . . . Die Basis bilden die beiden umfassenden Werke über die Entw. des Naturgef.'s, in denen ein reicher Stoff zu einem deutlichen Bilde der Entwicklung verarbeitet ist. Es scheint mir, Biese besitze in nicht gewöhnlichem Grade die Gabe, aus zerstreuten Daten ein Bild zu gestalten . . . Sicher werden Viele Genuß und Belehrung aus beiden Werken schöpfen.“

Prof. Kipps, 2. Aesthet. Litteraturbericht. Philos. Monatsch. XXVII, S. 174.

Im Verlage von G. Fock, Leipzig 1890:

Das Associationsprinzip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik. Ein Beitrag zur Aesthetik des Naturschönen.

Druck von A. Gopfert in Burg.

